

Cultur
und
Landschaftsbilder

aus
Steiermark und Kärnten

von
Michel Knittl.



1833

Klagenfurt 1889.

Verlagsbuchhandlung Joh. Leon sen.

260571

260571



N 1237/1976

Inhalt.

	Seite
Die deutsche Sprachinsel Gillsi	3

Culturbilder aus Steiermark.

Eine einclassige Landschule in der guten alten Zeit . . .	3
Erinnerungen aus dem Grazer Priesterhaus	16
Landesstreuung	41

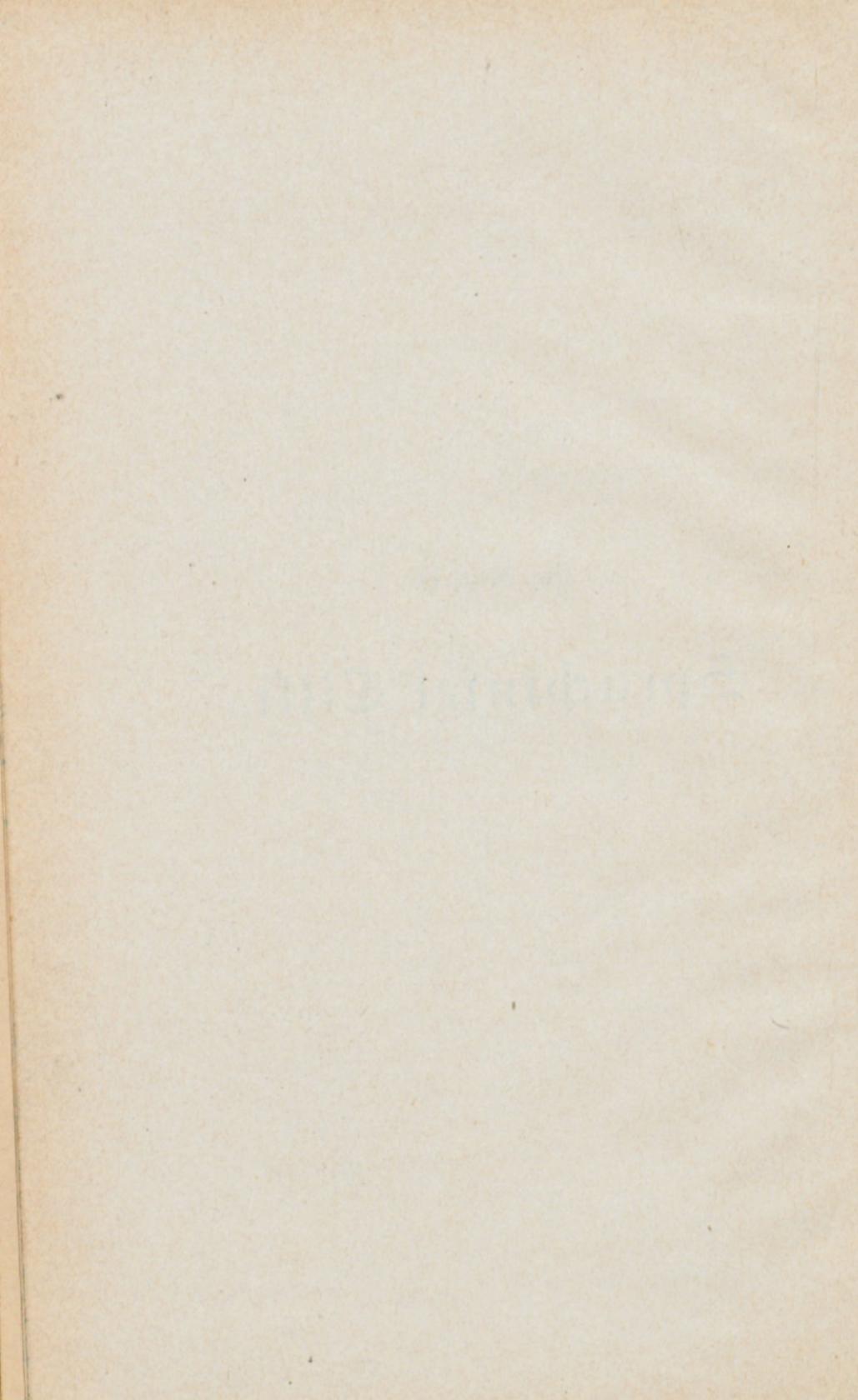
Cultur- und Landschaftsbilder aus Kärnten.

Das Fraganter Bad und seine Umgebung	3
Karlsbad und Freimannsloch	24
Der Dobrač	55
Das Lessachthal	82
Der Weißensee und seine Umgebung	97
Von der Lieser zur Möll	116
Sennenleben in den kärntnerischen Alpen	139
Die Teuchel	172



Die deutsche

Sprachinsel Cilli.





I.

Das Städtlein liegt im schönsten Theile des Sannthales, da wo selbes seine west-östliche Längenrichtung verläßt, und zum Pässe verengt die südlichen Kalkzüge durchbricht, die drängende grüne Sann der mächtigeren Save in die Arme zu werfen. Gerade vor dem Beginne des engen Querthales, wo die Boglajna zwischen weidenumbuschten Ufern der Sann entgegenseilt, liegt am linken Ufer des Flusses das schöne Cilli.

Ein niedriger Zug steiler Hügel erhebt sich unmittelbar südlich, mit Eichen und Buchen und Kastanienbäumen bewachsen; Nadelholz dagegen ist hier nicht häufig. Tiefe Schluchten, deren steile, bewaldete Lehnen schmale Rinnsale für spärliche Wasseradern einschließen, bringen reizvolle Gliederung in die Hügelkette. Vom Stamme schauen aus Waldblößen, in Weingärten gewandelt, kleine Häuschen herab und die

Nikolaikirche mit ihrem niedrigen viereckigen Thurme. Und weiter gegen Morgen erhebt sich am Sannknie, links von demselben der Schloßberg, gekrönt mit der herrlichen Ruine der alten Eillier Grafenburg. Der Reiz der Geschichte und Sage haftet an dieser Ruine. Denn die Eillier Grafen waren in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das mächtigste Adelsgeschlecht in Osterreich, Böhmen und Ungarn und zählten die Könige von Ungarn, Böhmen, Polen, Serbien, Bosnien, die Herzoge von Baiern, den Kurfürsten von der Pfalz, den Kaiser, ja sogar den Sultan der Osmanen zu ihren Verwandten. Meteorgleich ist dieses Geschlecht am östlichen Himmel des deutschen Reiches emporgestiegen, meteorgleich ist es erloschen. Am 9. November 1456 ward der letzte Eillier Graf Fürst Ulrich, der Oheim des Königs Ladislaus Posthumus in Belgrad von dem Sohne des Türkenzwingers Johannes Hunyadi ermordet.

Von der Burgruine Ober-Eilli gleitet der Blick über Weinberge hin zu einem sanft ansteigenden fichtenbewachsenen Hügel, über welchen die weißschimmernde Josefikirche aus dunklem Waldesgrün ansteigt.

Nach Norden und Westen erstreckt sich ein breites Thal mit reinlichen Dörfern und Flecken inmitten wohl gepflegter Obstgärten,

von fleißigen Slovenen bevölkert. Und dieses Thal wird im Norden von dem Kalkzuge der Gora und ihren Vorhöhen begrenzt, die Hänge des Hauptzuges bewaldet, auf den sonnigen Vorhöhen Nebengelände, deren Trauben einen leichten, angenehm prickelnden Wein liefern. Kirchen in den Dörfern des Thales und hübsche Schlösser, Kirchen auf allen Anhöhen, dort und da eine Ruine in der blauen, verdämmernden Ferne. Hinter der Gora wölbt sich die lange und einförmige, mit dunklem Wald bewachsene Urgesteinkette des Bachergebirges. Und in der Ferne im Westen starren die Zinnen der Sannthaler Alpen gespenstig bleich in wilder Größe himmelan, während rechts von ihnen die klozige Bezen aus Kärnten herüberschaut.

Ein milder Himmel liegt auf dem Thale und oft blüht schon um Weihnachten die gelbe Schlüsselblume und die rosaroth e *erica montana* und der helleborus niger, die schwarze Nieswurz mit ihren großen, schneeweißen Blumen und den goldgelben Staubgefäßen. Und bis zu den Graten der Berge reift die Edelkastanie, schöne schmackhafte Früchte.

In seltenem Gegensatze zu dieser Milde des Klimas steht die rein alpine Flora einiger steiler Felsberge in dem Berglande zwischen der Sann und Save. So ist der Westabhang des nur 585 Meter hohen, aber sehr steilen

Hum bei Tüffer mit den baumartigen Sträuchern der Felsenbirne bewachsen, unter welchen der Boden mit den rothen Blüthen des wohlriechenden Seidelbastes bedeckt erscheint. Hier wächst auch die blaue Kugelblume und die *gentiana acaulis* mit ihrem großen dunklen Kelche, während am Nordabhange an unzugänglichen Wänden die goldige Aurikel haftet und am Fuße dieser Wände unter Tannen- und Buchenschatten das *rhododendron hirsutum* üppiges Laub und große schöne Blüthen treibt. —

Am linken Ufer der Sann also liegt das heutige Cilli in 241 Metern Seehöhe. In alter Zeit jedoch war es anders. Da muß die Sann ihr Bett weiter nördlich gehabt haben, denn die alten römischen Kanäle, die ja noch vorhanden sind, und zwar mehr als metertief mit dickflüssigem Unrath gefüllt, senken sich nordwärts.

Die Stadt ist sauber und reinlich, die wichtigeren Gassen sind mit Granitwürfeln gepflastert. Da sie noch im Jahre 1798 ganz abgebrannt ist, so trägt sie natürlich ein ziemlich modernes Gepräge. Doch erinnern zahlreiche eingemauerte Römersteine (besonders am Antikenthor) an die ferne classische Vergangenheit. Und aus dem Anblick dieser Reliquien längst entschwundener Geschlechter erwuchs der historische Sinn der Cillier, der sich besonders in der Gründung des Local-Museums manifestirte.

Dieses enthält in erster Linie Giltier Funde, wenige aus der Keltenzeit, die meisten der römischen Periode angehörend. Römische Münzen von den Tagen der Republik durch alle Regierungen der Kaiserzeit bis zu den Imperatoren des fünften Jahrhunderts, Legionsziegel, Votivsteine und mancherlei Schmuck und Geräthe sind in reicher Fülle vorhanden. Wahren Kunstwerth aber besitzen die Statue des norischen Kriegers und die sogenannte bakchische Maske.

Von den Kirchen der Stadt sind nur zwei von Bedeutung. Die Abtei- und Stadtpfarrkirche ist ursprünglich im gothischen Stile erbaut und dreischiffig. Rein gothisch und von hoher Schönheit ist die nördliche Seitenkapelle mit den seltenen steinernen Wandschränken und deren höchst geschmackvoller Bedachung.

Die deutsche Kirche steht an der Stätte eines ehemaligen Minoritenklosters, welches schon 1241 von den Grafen von Heunburg gegründet sein soll. Im Jahre 1808 ward es aufgehoben. 1810 richtete die Stadt an Kaiser Franz die Bitte, daß ihr die Minoritenkirche zur Abhaltung des deutschen Gottesdienstes überlassen werde. Diesem Ansinnen gab der Kaiser mittelst Hofdecret vom 15. März 1811 Folge, unter der Bedingung, daß die Stadt auf ihre Kosten die Kirche herstelle. Dies geschah. Und so wurde denn die heutige einschiffige Kirche in romanischem

Stile erbaut. Als dann später Meinungsverschiedenheiten zwischen der Gemeinde und dem Pfarramte eintraten, entschied der Verwaltungsgewichtshof am 19. Jänner 1881, daß die deutsche Kirche keine Filiale der Stadtpfarrkirche sei.

Cilli ist eine deutsche Sprachinsel. Kleine entlegene Sprachinseln aber besitzen, sowie die großen Weltstädte, einen eigenen Charakter. Dieser resultirt aus der steten Wechselwirkung, zwischen der Stadt und der anderssprachigen andersgearteten Umgebung. Die Stadt übt, obwohl sie kaum 6000 Einwohner hat, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre Umgebung aus, welche bei den Wahlen regelmäßig ihre Stimme dem deutschen Candidaten gibt.

Die Kinder des fremdsprachigen Beamten, der in Cilli angestellt wird, oft schon dieser selbst, werden Deutsche. Ebenso wird der italienische oder slovenische Geschäftsmann im Verkehr mit den Deutschen häufig ein Deutscher.

Dafür kann sich Cilli des slovenischen Einflusses auf die Bildung seines Charakters auch nicht ganz erwehren. Der geborne Cillier, besonders der jüngere, spricht das „t“ slovenisch, beiläufig wie „gh“ aus. In die Umgangssprache haben sich bereits slovenische Worte eingeschlichen. Kindern und Frauen der niedrigen Volksclassen ist ein eigenthümliches Moduliren in der Sprache, ein gewisser singender Ton

eigen. Ja noch in allen Classen des Unter-
gymnasiums kann es zuweilen vorkommen, daß
ein deutscher Schüler in slovenischer Art den
Artikel ausläßt und z. B. „Josef zweiter“
statt „Josef der Zweite“ sagt.

Daß Cilli den slavischen Einfluß auf die
Bildung seines Charakters nicht ganz abzuwehren
vermag, ist nur naturgemäß. Der Strom deutscher
Einwanderung und Ausbreitung in den öster-
reichischen Ländern datirt seit den ersten Jahr-
hundertern des Mittelalters. Breit und tief an
seinem Oberlaufe, wird er schwächer und seichter,
je mehr er sich vom Quellgebiete entfernt. Er
gleichet ganz den Steppenflüssen, welche mit
mächtiger Wassermenge in die Wüste strömen,
links und rechts Cultur verbreitend. Allein wie
durch fortwährende Ableitung kleiner Canäle
sich der Strom mehr und mehr in dünne Adern
verzweigt, wird er auch schwächer und schwächer
und versiegt endlich ganz. Allein seine Aufgabe,
ein Culturgebiet zu schaffen, hat er erfüllt. So
ein äußerster Ausläufer des deutschen Stromes
ist Cilli. Und die Stadt fühlt es. Darum ist
sie auch ängstlich bemüht, jeden Schein eines
Eingriffes in die Gerechtfame ihrer Sprache
fern zu halten.

Deshalb die Rührigkeit der Cillier bei
den Wahlen. In allen anderen Fragen nach
richtiger deutscher Art uneinig, stehen sie Mann

für Mann bei den Wahlen zusammen, kein Geldopfer scheuend, um ihrem Candidaten zum Siege zu verhelfen. Hierin liegt etwas Bedeutsames, leider aber glaubt der Cillier, sowie fast alle Deutsche Oesterreichs insgesammt, — alles. Und das ist nicht richtig. Denn die Schicksale der Völker werden nicht in Parlamenten entschieden, sondern von den Völkern selbst. Das Parlament gleicht nur dem Chore der griechischen Tragödie, welcher die Thaten und Schicksale der eigentlichen Helden, hier der Völker, raisonierend begleitet. Der Sieg aber wird in diesem nationalen Kampfe jenem Volke werden, welches das andere an Kraft, jedoch nicht an latenter, sondern angewandter überragt. Die Kraft eines Volkes nun zeigt sich in den Producten seiner geistigen und materiellen Arbeit. Bleibt das deutsche Volk Oesterreichs den andern Völkern des Staates an Fleiß und tüchtiger, solider Arbeit überlegen, so wird ihm der Sieg werden, sonst nicht, da ihm die ethische und materielle Grundlage seiner Macht im andern Falle verloren ginge. Auf keinen Fall beruht die Machtstellung eines Volkes in seinen historischen Rechten, denn diese constatiren eigentlich nur immer einen momentanen Zustand, sie sind schwache, sehr schwache Schutzwehren, über welche der Geist der Geschichte regelmäßig zur Tagesordnung übergeht.

II.

Wie jede geologische Periode mit untrüglichen Charakteren ihr Vorhandensein den Geschlechtern spätgeborener Menschen kündigt, indem sie die alte Erde mit einem neuen Kleide überzieht, welches den profaisch sprechenden Söhnen unserer Tage als eine neue Erdschichte erscheint, so lassen auch die Völker in ihrer Arbeit Spuren auf der Oberfläche der Erde zurück, die wir in ihrer Gesamtheit für einen bestimmt abgegrenzten Zeitraum eine Culturschichte nennen.

Cilli nun steht auf einem Boden, der bereits drei solcher Culturschichten aufweist. Unter der heutigen, die man als die deutsche bezeichnen kann, liegt Sannschutt, welcher die römische Schichte deckt; unter dieser birgt gleichfalls von der Sann aus dem Gebirge geschwenntes und zerbröckeltes Gestein eine, soweit wir heute beurtheilen können, unterste Lage, der keltischen Zeit entstammend.

Wenige Töpfe und Thon, schwarzgrau, ohne Drehscheibe gefertigt, wovon der eine fünfzehn kleine keltische Silbermünzen enthielt, welche die bekannte Regenbogenschüsselchenform tragen, gehören dieser Zeit an. Wohl sind in Steiermark, auch in der Nähe von Cilli, z. B. in Weitenstein und St. Georgen Steinbeile gefunden worden, allein die Funde auf dem

Boden von Eilli selbst geben keinerlei Kunde, daß der Mensch hier vor der Kenntniss der Metalle gesiedelt.

Sicher aber ist die Existenz des keltischen Celeja und sie stützt sich nicht bloß auf die erwähnten dürftigen Funde und auf das Vorhandensein einer Culturschichte unter der römischen Keltisch ist der Name der Stadt, welcher Wohnsitz Zufluchtsort bedeutet. Und Eilli muß schon zur Zeit der römischen Occupation ein bedeutenderer Ort gewesen sein, denn es ward alsbald die Hauptstadt der ausgedehnten Provinz Noricum und in ihm residirte der kaiserliche Procurator. Schon der Cäsar Claudius erhob die rasch romanisirte Barbarenstadt zum Municipium und ertheilte ihr hiemit das römische Bürgerrecht, und so ward denn Eilli das erste Municipium im Lande der Noriker.

Und aus der Zeit Vespasians haben wir bereits einen Mosaikboden, welcher im Jahre 1826 aufgefunden ward, ruhend auf einer Schichte von Kohlen und Schutt, die auf 60 Centimeter mächtigem Gerölle lag, unter welchem sich wieder Dammerde fand.

In jenen Tagen, als die römische Tuba in Eilli ertönte, war die Stadt weit ausgedehnter als heute. Da nämlich, wo sie heute steht, war bloß die bürgerliche Stadt, an sie schloß sich aber nördlich unmittelbar die Militärstadt an,

das Standlager der zweiten Legion, welche von Marcus Aurelius errichtet ward, die aus Söhnen des Landes bestand und auch im Aushebungsbezirke Noricum in Garnison lag. Zwischen der Civil- und Militärstadt war die Wohnung des Procurators. Dieser vereinigte als kaiserlicher Statthalter mindestens bis Marcus Aurelius die ganze Civil- und Militär- gewalt in seiner Hand. Doch galt der Procuratorposten von Noricum nicht gerade als eine der gesuchtesten Stellen in der Verwaltung des Reiches. Denn wir finden wenigstens unter Antoninus Pius jedes Jahr einen andern Procurator. Die Procuratur von Noricum war also gewissermassen ein Durchgangsposten zur Verwaltung ansehnlicherer und einträglicherer Provinzen. Bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts ist also Cilli die Hauptstadt der Provinz, denn noch unter Philipp dem Araber (243—249 n. Chr.) wird ein Procurator in dieser Stadt erwähnt.

Die Stellung desselben war aber seit Marcus Aurelius eine andere. Unter diesem Herrscher begannen nämlich die Einfälle des streitbaren Völkerbundes der Markomannen, welche nach den Kimbern und Teutonen und nach Ariovist die erste germanische Woge darstellen, die an das römische Reich schlug, der dann in immer kürzeren Zwischenräumen andere

und andere folgten, welche die große Culturinsel des Alterthums immer wüthender, immer erfolgreicher angriffen, allmählich Stück für Stück abbröckelten, und sie schließlich überflutheten und begruben.

Die Ursache der Völkerwanderung scheint mir aber eine andere zu sein, als die von den Geschichtsschreibern immer und immer erzählte. Nicht die Ankunft der Hunnen in Europa, welche die Westgothen zur Flucht auf das römische Gebiet zwangen, war die bewegende Ursache, welche eine so ungeheure Wirkung hervorbrachte, denn die Magyaren und Mongolen des Mittelalters waren wohl mindestens ebenso furchtbar, aber eine Völkerwanderung haben sie nicht zu Stande gebracht. Die Ursache lag einfach in der ungeheuren Größe und dem lockenden Reichthume des römischen Reiches und in seiner stets zunehmenden sittlichen und militärischen Schwäche, kurz in dem Verfall dieses Reiches. In der Zeit seiner Größe hatte es alle barbarischen Völker in Schach gehalten, in der Zeit seines Verfalles zog sein Reichthum und sein fruchtbarer Boden alle ringsum wohnenden Völker an, deren Armuth und Rohheit oft mit größter Tapferkeit gepaart waren. Concentrisch drängten sie alle gegen den schwachen Culturstaat und drangen in denselben ein. In ihre verlassenen Wohnsitze rückten dem römischen Kreise ferner

stehende nach, nicht schiebend, wie ich glaube, sondern gezogen. So entsteht manchmal in der Atmosphäre ein Kreis, innerhalb dessen unter den Strahlen der Sonne die Luft sich ausdehnt und verdünnt. Hat diese Verdünnung den höchsten Grad erreicht, so strömt die dichtere Luft von allen Seiten dem Kreise zu und es entsteht ein Wirbelsturm. Und ein Wirbelsturm auf gleiche Weise entstanden, war die Völkerwanderung.

In dieser Zeit der Barbareneinfälle gewannen natürlich die Orte an der Donau die größte Wichtigkeit. Andererseits erforderte die gefährdete Grenze eine stramme Centralisation der Truppencommandos, und so wird wohl schon damals der Procurator von Noricum seine Militärgewalt eingebüßt haben und auf die Civilverwaltung beschränkt worden sein, während dem Statthalter von Oberpannonien auch die Truppen in Noricum unterstellt wurden.

Zahlreiche Denkmale sind aus der Zeit der römischen Herrschaft vorhanden. Grabmäler, zumeist in der Civilstadt, Totivsteine, sogenannte Altäre an der Stätte des römischen Standlagers. Mosaikböden, worunter einer von großer Schönheit, weisen auf Wohlstand und ein glänzendes prunkvolles Leben. Dieser eine wurde im Jahre 1853 im Dereani'schen Garten aufgefunden. Er besteht aus schwarzen und weißen Steinchen von

Bacherer Marmor. Wahrscheinlich den Boden eines Bades bildend hat er 225 Quadratfuß und ist aus 248.556 Steinchen, die eine geschmackvolle Zeichnung bilden, zusammengesetzt. Dreiunddreißig solcher Steinchen gehen auf einen Currentfuß. Außerdem fand man bei diesem Mosaikboden nur Scherben, keine Asche oder Kohlen, woraus hervorgehen möchte, daß das Gebäude, als der Ort in den Zeiten der Völkerwanderung von den flüchtenden Bewohnern verlassen ward, in Trümmer zerfiel. Auch Statuen, worunter die des norischen Kriegers auf Kunstwerth Anspruch machen kann, wurden so manche dem Boden Gillis entnommen, ebenso zahlreiche Münzen aus allen Perioden der römischen Kaiserzeit, mit außerordentlich gut erhaltenem Gepräge und — besonders ein Nero — von ausgezeichnete Schönheit. Das edelste Kunstwerk aber aus römischer Zeit, welches erst im Jahre 1883 seine Auferstehung feierte, ist ein Silenkopf aus Bronze, vortrefflich erhalten und den gelehrten Archäologen als „bakchische Maske“ bekannt. Von großer, aber wie ich meine, nicht eben wohlthätiger Bedeutung für die sanitären Verhältnisse des heutigen Gili sind die noch ganz erhaltenen und im Gebrauche stehenden römischen Cloaken.

Wie nun die alte, uns nur ihrer Existenz nach bekannte Barbarenstadt rasch eine römische

Municipalstadt gewandelt ward, so wurde auch den Bewohnern mit der römischen Sprache das Gepräge des herrschenden Volkes aufgedrückt. Tunica und Toga verdrängten die keltische Kleidung, den buntgestreiften oder quarrierten Leibrock und das enge Beinkleid. Ebenso wichen die schwächeren keltischen Götter, wenn auch zögernd, dem hohen Jupiter und seinem Gefolge. Mit der Sprache, der Religion und den Sitten der weltbeherrschenden Römer hielten auch deren Vergnügungen ihren Einzug in die alte Celeja und zwar gute und böse. Zu den ersteren rechne ich die Bäder, unter den schlimmen verstehe ich die obscönen Darstellungen wandernder Schauspielergesellschaften und die grausamen Spiele, welche von den Besitzern gastierender Gladiatorentrupps gegen Entrée aufgeführt, oder von volksfreundlichen, besser popularitätshaschenden Procuratoren und anderen angesehenen und reichen Leuten dem Volke zur ungewöhnlichen Augenweide, Sinnenkitzel und Blutdurst fördernd dargeboten wurden.

Alles in allem jedoch, es war eine reiche glänzende Zeit. Und Ehrfurcht und Bewunderung vor dem ehernen Römer erfüllt den Denker, wenn er die unvergänglichen Reliquien jener Tage mustert. Denn sagen muß er sich: Wie gewaltig muß das Volk gewesen sein, wie hoch gebildet, da es uns in den wenigen und fernen

Jahrhunderten seiner Herrschaft mehr hinterlassen konnte, als das folgende Jahrtausend, wenn wir von Kirchen- und Burgruinen absehen.

Im dritten Jahrhunderte zum spätesten ward in Cilli das Christenthum eingeführt. In das Jahr 284 versetzt die Legende, welche allerdings erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, also tausend Jahre nach den erzählten Ereignissen, abgefaßt wurde, den Märtyrertod des heiligen Maximilian. Dieser Heilige ist noch heute in Cilli sehr populär und jedes Schulkind kennt seine Geschichte. Ein geborner Cillier von reicher und vornehmer Abkunft verließ er die Vaterstadt, — als Bischof von Laureacum kehrte er wieder zurück, die Bürger seiner Heimat, die bereits Christen waren, im Glauben zu stärken. Damals befahl Kaiser Numerianus, um das Kriegsglück im Kampfe gegen die Perser an die römischen Adler zu fesseln, dem Mars in allen Städten des Reiches Opfer zu bringen. Und so entbot denn Gjuladius, der Präses von Cilli, die Bürger für einen bestimmten Tag zum Marstempel. Auch Maximilian kam, und zwar um das Opfer zu hindern. Denn er weigerte sich nicht nur selbst zu opfern, sondern hielt dem Präses auch vor der Volksmenge seine Abgötterei vor. Da ließ ihn Gjuladius enthaupten. Und das geschah auf demselben Platze, wo heute an

der Stelle des römischen Marstempels die Maximilianskirche steht. Das Haupt des Märtyrers rollte aber auf der geneigten Fläche des Platzes bis dorthin, wo seit diesem Tage der heilkräftige Maximiliansbrunnen der Erde entquillt. So die Legende.

Besser verbürgt ist die Existenz des Bischofs Tenax von Celeja, welcher im Jahre 381 einer Synode in Aquileja bewohnte.

Bis zum Jahre 442 gehörte Cilli mit dem Lande zwischen der Drau und Save zur Metropole Sirmium. Nach der Zerstörung dieser Stadt in dem genannten Jahre kam es zur Kirchenprovinz Aquileja.

In der dunklen Zeit der Völkerwanderung schwindet jede sichere Kunde von Cilli. Hunnische Schaaren und ungezählte Horden germanischer Krieger mögen an der Stadt vorübergezogen sein, mit barbarischer Raubgier und Mordlust in ihr gehaust haben, mit dem Haffe der Rohheit gegen alle Bildung, und mit kindlicher Zerstörungslust gegen die Denkmale der Römerstadt gewüthet haben, bis endlich die Slaven das ganze Land bis an die Drauquelle besetzten und ihre Wohnstätten über den Trümmern der alten versunkenen Cultur anbauen. Auch Celeja war zu Grunde gegangen — Odoaker soll es zerstört haben — aber nicht verschollen. Die letzte Kunde von der alten Stadt datiert

aus dem sechsten Jahrhunderte, wo ein schismatischer Bischof Johannes von Celeja erwähnt wird, was natürlich mit der angegebenen Sage nicht stimmt. Dann Grabesstille. Und begraben im buchstäblichen Sinne ward die Stadt. Von ihren Bewohnern verlassen, ausgestorben, ragten die verfallenen Mauern gen Himmel. Sie waren gemieden als der Wohnort böser Geister, als Stätten, wo die Schatten der Gestorbenen, der Hingemordeten, vorwitzige Besucher schreckten. Abergläubische Scheu rettete so manches Denkmal, welches in einem humanen Zeitalter wieder aufgefunden, uns belehrend und bildend mit der entschwundenen römischen Culturzeit in lebendige Beziehung bringt. Ueber die verlassene Stadt kam die Sann mit häufigen Hochwässern und Ueberschwemmungen, unterwusch die Mauern, und bedeckte die Trümmer mit Kalkgerölle. Dies lehrt die Untersuchung des Bodens, dies lassen die heute noch so häufigen Sannüberschwemmungen schließen, dies kündigt die alte, noch heute unter dem Volke lebende Sage. Diese erzählt nämlich, wie nach der Zerstörung der Stadt in der Völkerwanderungszeit im oberen Sannthale ein großer See ausgebrochen sei, sich in die Sann entleert und dadurch eine gewaltige Uebersfluthung des ganzen Thales und der Stätte von Cilli bewirkt habe. Und die Schotterfschichte über dem römischen Straßenpflaster zeigt stellen-

weise fast zwei Meter Mächtigkeit. Daß übrigens die Stadt schon in römischer Zeit von schwerer Wassernoth heimgesucht ward, geht daraus hervor, daß das Municipium Celeja dem Neptun einen Botivstein setzte.

Auf dem Schutte der versunkenen Stadt erwuchs die Sage und umhüllte die Gräber des geschwundenen Geschlechtes mit zauberhaftem Schimmer. Dem dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte war das alte Cilli ein zweites Ilium, eine reiche, große und mächtige Stadt, mit Thürmen gekrönt, strahlend von marmornen Palästen und berühmt durch die Tugenden ihrer ausgezeichneten Bürger.

Die Ansiedlung der Slaven schloß für Mittel- und Westeuropa die chaotisch-wüste Zeit der Völkerwanderung. Die Slovenen müssen sich schon vor dem Jahre 595 in Noricum niedergelassen haben, denn in diesem Jahre fällt der Baiernherzog Thassilo bereits das „benachbarte“ Slavenland ein und bringt den Slovenen eine Niederlage bei. Viel früher aber können sie nicht gekommen sein, denn in der Zeit des ostgothischen Reiches, welches ja auch Noricum umfaßte, wird ihrer keine Erwähnung gethan, nämlich in ihren jetzigen Sizen nicht. Die Vernichtung dieses Reiches und die Vertilgung der Gepiden, der Abzug der Langobarden nach Italien machte ihnen erst die Bahn nach dem

Westen frei, und sie erschienen im Gefolge der Awaren und besiedelten die menschenleeren, verödeten Landstriche von Oberpannonien und Noricum. Um das Jahr 612 tritt ihnen bei Aguntum (Innichen) Garibald II., der Herzog der Baiern entgegen, wird zwar zuerst von ihnen geschlagen, überfällt aber dann die Siegestrunkenen und darum Sorglosen und gewinnt einen glänzenden Sieg. Um dieselbe Zeit machen Taso und Cacco, die Herzoge von Friaul einen Einfall in das Slavenland und erobern die Landschaft „Zellia“. Unschwer erkennt man in dieser Bezeichnung das alte Celeja, doch keine Stadt dieses Namens existiert mehr, nur die Landschaft hat von dem untergegangenen Municipium den Namen geborgt.

Dann ruht durch zweieinhalb Jahrhunderte nächtliches Dunkel auf der Stätte von Cilli. Erst im dritten Viertel des neunten Jahrhunderts wird sein Name wieder genannt. Doch vollständig unsicher ist die dürftige Nachricht. Der Slavenfürst Hezilo, ein Nachkomme Priminas, welchem Ludwig der Deutsche, als er aus Neutra vertrieben ward, ein Fürstenthum in Pannonien gab, soll Cilli im Jahre 868 neu gegründet haben. Das ist alles und das ist wahrscheinlich falsch. Denn ich glaube nicht, daß Cilli eine slavische Gründung ist. Dem Slaven nämlich ist jene Pietät gegen die Vergangenheit und gegen die Cultur fremder Völker, welche der

Deutsche zum Glücke der Menschheit, aber zu seinem eigenen Schaden besitzt, nicht eigen. Darum nennt er alles mit slavischen Namen. Insonderheit der Slovene. Während z. B. die größte Slavenstadt von dem größten aller Slaven einen deutschen Namen erhielt, und in allen Sprachen der Erde Petersburg heißt, nennt sie der Slovene allein Petrograd. Es ist das einfach ein Zeichen sehr starken nationalen Selbstgefühls und ich bin der letzte, der den Slovenen etwa deshalb tadeln würde. Ich constatire einfach die Thatsache. Der Deutsche ließ Köln und Trier, Bregenz und Linz und vielen, vielen anderen Orten ihre antiken Namen, nennt er ja doch später von ihm colonisirte slavische Stätten auch mit den slovenischen Bezeichnungen, wie z. B. ein Blick auf die Karte von Kärnten lehrt. Wenn nun Cilli von den Slovenen erbaut wäre, so würde es gewiss auch einen slovenischen Namen tragen. Es hat aber den alten keltischen, wie ihn auch die Römer gebrauchten, und darum halte ich das heutige Cilli für eine deutsche Gründung. Dafür spricht ferner die Thatsache, daß es eine deutsche Sprachinsel ist, deren Austausch aus dem slavischen Meere sich freilich in der Zeiten Dunkel verliert. Da könnte man mir aber erwidern, wenn Cilli, die deutsche Sprachinsel, eine alte deutsche Gründung wäre, so müßte

es ja schon längst slavifiziert sein. Das würde meines Erachtens auch ohne Zweifel der Fall sein, wenn nicht mächtige deutsche Adelsgeschlechter seit Alters im Besitze der Stadt gewesen wären, und wenn nicht die deutsche Cultur der slovenischen jener Tage weit überlegen gewesen wäre. Denn letzteres hinderte mindestens ebenso, wie die engen Beziehungen zum Reiche die Assimilierung des deutschen Adels durch die slovenische Bevölkerung. Wahrscheinlicher noch als die slovenische Gründung Cillis würde mich die Behauptung in der Lebensbeschreibung des heiligen Maximilian dünken, daß der heilige Rupert, Bischof von Worms und Gründer des Bisthums Salzburg, an der Stelle, wo der legendarische Heilige als Märtyrer endete, eine diesem Heiligen geweihte Kirche erbaut habe, zumal fast alle Missionäre des Christenthums in jenen Tagen an die römischen Ruinenstätten anknüpften, wie z. B. der heilige Gall sich zuerst an der Stätte des alten Brigantia ansiedelte. Ja Rupert selbst wählte die Ruinen von Suavia zum Bischofssitze.

Doch der Hilfe der Legende bedarf es nicht. Im ganzen zehnten Jahrhunderte nämlich war der Saunthalgau, die Markgraffschaft Soune, bereits im Besitze der deutschen Grafen von Friesach-Zeltschach, welcher Familie die heilige Gemma angehörte, die nach dem Tode ihres

Gemahls im Jahre 1036 als kinderlose Witwe mit dem besten Theile ihrer kärntnerischen Güter das Bisthum Gurk gründete. Die Verwaltung des Santhalgaues aber, nämlich des Gebietes zwischen der unteren Sann und der Sottla, kam an das verwandte Haus der Grafen von Plain, welche die Mark fast neunzig Jahre inne hatten. Nach dem Jahre 1120 verloren sie die Markgraffschaft, selbe wurde dem Grafen Günther von Pozul-Hohenwart übertragen. Dieser nun wird in der Admonter Chronik Markgraf von Cilli genannt. Er ist der letzte Markgraf von Soune. Um das Jahr 1140 ist er gestorben.

So gab es also durch etwa zweihundertfünzig Jahre eine Mark Santhal und diese Mark wurde während ihres ganzen Bestehens von deutschen Grafen verwaltet. Cilli aber wird zum ersten Male seit den Tagen der Völkerwanderung unter dem letzten Grafen der Mark wieder erwähnt. Es muß jedoch ein ganz unbedeutender Ort gewesen sein, da es nicht einmal eine eigene Pfarre bildete, sondern zur Pfarrgemeinde Sachsenfeld gehörte. Diesem Marktflecken dürfte daher die Ehre zukommen, älter zu sein, als das heutige Cilli. Sachsenfeld ist aber unzweifelhaft deutschen Ursprungs.

Erst im Jahre 1229 ist ein Pfarrer von Cilli urkundlich nachweisbar. Kirchlich gehörte

Cilli bis zum Jahre 1787 zum Archidiafonate Saunien, welches seinen Namen von der Soune (Sann) trägt und zuerst 1173 in einer Urkunde erwähnt wird.

Da Cilli ein so unbedeutender Ort war, ist es nur begreiflich, daß es unter dem Regimente der Grafen von Heunburg, welche ebenfalls von den Grafen von Friesach-Zeltschach abstammend, bald nach dem Tode des letzten Markgrafen von Soune zum Besitze der alten Erbgüter ihrer Vorfahren im Sannthale gelangt sein dürften, außer in der oben genannten Biographie des heiligen Maximilian aus dem dreizehnten Jahrhunderte keinerlei Erwähnung findet.

In diesem Zeitraume kommen allmählich die Freien von Sanneck empor, welche bestimmt waren, dem sagenhaften Ruhme von Cilli neuen, historischen Glanz zu verleihen. Den Namen Sanneck tragen sie von ihrer Burg Sanneck, von welcher in der Nähe von Fraßlau noch die Ruine zu sehen ist. Als Gründer des Hauses gilt Gebhard de Soune, gleichfalls ein Sprößling des ausgestorbenen Hauses Friesach-Zeltschach. Er starb um das Jahr 1144.

Die ältesten Besitzungen des Hauses Sanneck lagen zwischen der Sann, Drau und Sottla und bestanden zum Theile in Alloden, zum Theile aber auch in Lehen der Hochstifter Gurk und Aquileja und der Herzoge von

Nürnten. Ihnen gehörte z. B. als Lehen des Bisthums Gurk die Lengenburg, das heutige Lemberg unweit Neuhaus. Die Freien von Sanned waren aber redlich bemüht, ihren Besitz zu vergrößern. Und wohl wenige Adelsfamilien des Mittelalters weisen ein solch ausgesprochenes Erwerbungs-talent auf wie sie. Nicht von außerordentlicher Begabung kann bei ihnen die Rede sein. Allein sie besitzen einige hausbackene Fähigkeiten, welche sich von Generation zu Generation vererben und vervollkommen, und in ihrer Zusammenfassung allerdings zu bedeutenden Resultaten führen müssen. Sie sind sparsam und haushälterisch. Fast nie geht ihnen das Geld aus. Während andere Adelsgeschlechter in Schulden versinken, meiden die Sannecker das Schuldenmachen ängstlich. Sie benützen als rücksichtslose Egoisten alle Geldverlegenheiten ihrer Nachbarn zu billigem Erwerbe. Sie sind vollständig gemüthlos; die paar Minnelieder, welche von einem und dem andern Edlen dieses Hauses herrühren sollen, beweisen das Gegentheil nicht besser, als die Predigt eines fülzigen Pfarrers über das Almosengeben seine Mildthätigkeit darthut. Sie halten immer zum Mächtigeren und scheuen jeden Conflict mit der Kirche. Haben sie in ihrer Scrupellosigkeit etwa ein Kloster geschädigt, so schämen sie sich nicht, sobald die Sache bedenklich wird, umzu-

kehren. Sie bringen der Kirche aber keine großen Opfer; wohl machen sie derselben Schenkungen, aber regelmäßig solche, aus denen ein materieller oder geistiger Vortheil erwachsen kann. Sie haben ein starkes Familiengefühl und halten immer fest zusammen. Sie besitzen einen hohen Adelsstolz und heirathen nie unter ihrem Stande: die letzten zweihundert Jahre ihres Bestehens gehen sie bei ihren Heirathen nie unter den Grafenrang herab. Wagt aber einer einmal, hierin eigene Pfade zu wandeln, so wird er mit unbengsamer Härte auf den Weg der Familientradition zurückgewiesen. So schreiten sie von Erwerb zu Erwerb, klein im Anfang, aber auch das Kleine mehrt das Ganze, bis ihre Besitzungen dem Naturgesetze folgend lawinenartig anschwellen.

Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts waren sie Vögte des reichen Klosters Oberburg, geriethen aber bei ihrer scrupellosen Erwerbungsucht häufig in Streit mit ihm, wichen jedoch, ihrem vorsichtigen Charakter entsprechend alsbald vor Gewaltthaten zurück, sobald der Ausgang zweifelhaft war. So im Jahre 1255, wo Gebhard III. von Sanneck für sich und seine drei minderjährigen Brüder unter Intervention des Patriarchen von Aquileja mit dem Kloster Oberburg einen Vergleich abschloß. Abt Albert warf dem Sannecker nämlich vor,

er habe die Stiftsgüter verheert und geplündert, zwei Klosterleute seien in der Fehde erschlagen, andere an Gliedmassen und Ohren verstümmelt worden. Der Schaden belaufe sich auf fünfhundert Mark Pfennig. Gebhard gab die Richtigkeit der Beschuldigung ohneweiters zu und verhiess die Rückgabe von drei Klostergütern, die er widerrechtlich in Besitz genommen, sowie die Zahlung von zwanzig Mark. Zugleich stiftete er Seelenmessen für seine Eltern. Für das Todtenamt des Vaters wird jährlich ein Mägen Weizen, ein Faß Wein und ein Schwein und zwar „eines von den besseren“ gestiftet, „auf daß der Convent sich daran ergöße und den Jahrtag seines verstorbenen Vaters mit um so mehr Andacht begehe.“ Für den Jahrtag der Mutter werden der Gelbbetrag der Bestattungskosten und sechs Mark Pfennige zu einem seidenen Tuch verheißen.

Betrüblich ist es für den Historiker, constatieren zu müssen, daß Gebhard sich trotzdem nicht ernstlich besserte. Denn im Jahre 1281 muß ihn König Rudolf von Habsburg zwingen, die Burg Reicheneck, deren Ruine noch heute bei St. Georgen an der Südbahn zu sehen ist, dem Gurker Bischof Johannes zurückzugeben. Da er in der betreffenden Urkunde noch dazu „Räuber“ genannt wird, so ist leider mit Grund zu befürchten, daß er sich die fragliche Burg

ohne genauere Prüfung seiner, wie es scheint, nicht ganz haltbaren Ansprüche zugeeignet habe. Weil nun Gebhard ein solcher Ausbund von Ruchlosigkeit war, haben ihn seine Brüder, als sie herangewachsen waren, auch aus ihrer Mitte ausgebissen, denn niemals wird seiner in Gemeinschaft ihrer Namen Erwähnung gethan.

Sehr bezeichnend für den Charakter der Sannecker ist der Erbvertrag, welchen Gebhards Brüder Leopold und Ulrich nach dem Tode ihres Bruders Konrad am 14. Mai 1262 abschließen. In diesem Vertrage setzt einer den andern im Falle kinderlosen Absterbens zum Erben seines ganzen Besitzes ein. Der Ueberlebende entrichtet hundert Mark dem Bestattungsort als Seelgeräthe, nicht mehr nicht weniger. Ist der Sterbeort weit entfernt, so daß er ohne große Kosten nicht erreicht werden kann, so werden die hundert Mark an Klöster und Pfarreien in der Nähe vertheilt und zwar erhält Oberburg fünfzig, Gairach, Seiz, Studenitz, Fraßlau und Ponigl erhalten je zehn Mark. Ueber das ererbte Vaarvermögen kann der Ueberlebende frei verfügen, aber ohne Belastung des Erbgutes. Von diesem darf keiner seiner künftigen Gattin mehr als hundert Mark üblicher Münze als Morgengabe bieten.

Kurze Zeit nach dem Abschlusse des Erbvertrages erbten die Sannecker die im Sannthale

gelegenen kärntnerischen Lehnen der im Jahre 1262 ausgestorbenen Heeren von Ort.

Wie im Jahre 1307 nach dem Tode König Rudolfs von Böhmen Heinrich von Kärnten zum Besitze der böhmischen Krone gelangt, welche Friedrich der Schöne als Bruder des Verstorbenen gleichfalls beansprucht, und wie infolge dessen ein Krieg zwischen beiden Thronwerbern ausbricht, hält es Ulrich von Sannock fest mit dem Hause Habsburg, wofür er die Obhut über jene Orte erhält, die Herzog Friedrich erobert hatte. Ulrich brach aber hiedurch seinem Landesfürsten — das Saanthal gehörte damals noch zu Kärnten — die Treue. Doch es war vortheilhafter, dem aufgehenden Gestirn der energischen Habsburger sich zuzuwenden, als dem sinkenden Sterne des Hauses Görz-Tyrol zu folgen und seinem thatenlosen und gutmüthigen Vertreter die Treue zu wahren.

Im Jahre 1308 trägt dann Ulrich seine Burgen Sannock, Osterwitz, Scheineck und Liebenstein Friedrich dem Schönen als Lehnen auf und dieser gibt sie dem Freiherrn wieder als Lehnen zurück. Dadurch erlangt der Sannocker einen festen Rückhalt an Oesterreich gegen die etwaige Nachsicht des Königs Heinrich von Böhmen, der ja auch Tirol und Kärnten besitzt, also sein Landesfürst und übermächtiger Nachbar ist.

Drei Jahre später wird das Sanntthal, dessen Zugehörigkeit zu Kärnten in der letzten Zeit hinfällig geworden war, endgiltig von diesem Lande abgetrennt und mit der habsburgischen Steiermark vereinigt. Damit wurde das seit dem Jahre 1308 bereits thatsächlich bestehende Verhältniß auch zu einem rechtlichen gemacht.

Ulrich war mit Katharina, Gräfin von Heunburg vermählt und erwarb so seinem Sohn Friedrich, der dem Vater um das Jahr 1318 im Besitze der sannedischen Erbgüter folgte, Ansprüche an das reiche Erbe der Heunburger, welche ebenfalls den Grafen von Friesach-Zeltschach entstammend, im Jahre 1322 ausstarben.

Die Verlassenschaft des Hauses Heunburg dehnte sich über drei Länder, Steiermark, Kärnten und Krain aus. Als Neffe des letzten Heunburgers machte nun Friedrich, der sich indessen mit der Gräfin Diemuth von Wallsee vermählt hatte, Ansprüche an die Erbschaft. Er erhielt aus derselben besonders steirische Güter, darunter Schönstein und Praßberg.

Zur Erbmasse der Heunburger gehörte auch Cilli. Dieses aber scheint einem anderen Neffen des letzten Grafen von Heunburg, nämlich dem Grafen Ulrich von Pfannberg zugefallen zu sein, während auch die Witwe des

Verstorbenen noch einen Antheil darauf hatte. Beide nun verpfändeten Cilli alsbald an Konrad von Aussenstein, den Landmarschall Kärntens. Da aber auch der Freiherr von Sanneck Ansprüche auf das Städtchen machte, so entstand um dieses eine gewaltige Fehde zwischen dem Aussensteiner und Friedrich von Sanneck, welche Fehde erst im Jahre 1331 durch Schiedsrichter (Dietrich, Bischof von Lavant, Otto und Rudolf von Liechtenstein, letzterer Landeskämmerer in Steiermark, und Herdegen von Pettau, Marschall von Steier) mit Vollmacht des Herzogs Otto von Oesterreich beigelegt ward. Danach wird die Burgherrschaft Cilli (Ober-Cilli) und die Stadt sammt den adeligen, dort sesshaften Dienstmannen und Burggehörigen in zwei Theile getheilt, und das Loos entscheidet, welcher Theil Konrad von Aussenstein, welcher Friedrich von Sanneck gehören soll. Letzterer aber zahlt dem Aussenstein zweihundertfünfzig Mark Silber. So erwarb Friedrich die Hälfte von Cilli.

Kaum zwei Jahre später kam auch die andere Hälfte in seinen Besitz gegen Zahlung von zweihundert Mark an Konrad von Aussenstein und Abtretung der halben Herrschaft Guttenstein in Kärnten, welche er bisher mit dem Pfannberger gemeinschaftlich besaß.

Im nächsten Jahre ernennt der gutmüthige Heinrich von Kärnten den Freien von Sanneck

zum Landeshauptmann von Krain und der windischen Mark, in welchem Amte er im Jahre 1335, da Kärnten nach dem Tode des Herzogs Heinrich in den Besitz der Habsburger übergegangen, von Otto von Oesterreich bestätigt wird. Als Landeshauptmann von Krain macht dann Friedrich die Kriege der Habsburger gegen Böhmen und Ungarn mit.

Von da an nimmt sein Besitz mit wunderbarer Schnelligkeit zu. Im Jahre 1335 erhält er vom Bischöfe Lorenz von Gurk die Herrschaft Effenstein (zwischen St. Martin und Wöllan), das Jahr darauf erwirbt er Schalleck, und im gleichen Jahre noch erhält er für eine Schuld der Habsburger wegen geleisteter Kriegsdienste, welche Schuld sich nach Friedrichs Rechnung auf achthundertsiebzig Mark Silber und neunhundert Mark Uglajer Pfennige belief, die Besten Tüffer, Freudeneck bei Tüffer, Klauenstein bei Steinbrück und Matschach. Im gleichen Jahre erwirbt er Forchteneck bei Wöllan und zwei Jahre später Schloß Thurn bei St. Martin im Schallthale. 1340 kauft er die Herrschaften Montpreis und Hörberg bei Kann, mit der Burgherrschaft Helffenberg aber läßt er sich vom Gurker Bischöfe Konrad belehnen. Ein Jahr nachher erwirbt er wieder durch Kauf die Burg Presing zwischen Cilli und Tüchern. Wir suchen diese Burg heute vergebens, denn sie ward schon

vor dem Jahre 1456 zerstört. Alle Achtung vor diesem Hamstertalente; nicht genial, aber einträglich.

In der Wahl der Mittel bei seinen Erwerbungen scheint er sich manchmal vergriffen zu haben; wenigstens verurtheilt ihn der Schiedspruch des Herdegen von Pettau im Jahre 1334 zur Herausgabe des Schlosses Biely an Peter den Sohn des Bans von Slavonien.

Friedrich von Sanneck machte auch von seinem Gelde wie von seinen Fähigkeiten den besten Gebrauch. Und Geld war damals vielleicht eine noch größere Macht als heute. Die Juden nahmen regelmäßig fünfundvierzig bis sechzig Percent Zinsen. Wie leicht konnte so ein Adeliger in Schulden gerathen. Da half nun der Sannecker und nahm Schloß und Wald und Feld dafür.

Daß ihn Kaiser Ludwig im Jahre 1341 in den Grafenstand erhob, ist bei den ausgedehnten Besitzungen, welche er bereits innehatte, gewiß nicht überraschend. Die Erhebung in den Grafenstand erstreckte sich aber nur auf jene Besitzungen, welche Friedrich vom Gurker Bisthume zu Lehen hatte. Unter diesen war Rengenburg die bedeutendste.

Mit der Rangserhöhung oder vielleicht schon früher legte Friedrich das Wappen der Freien von Sanneck, zwei horizontale Querbalken, ab und nahm das Wappen der Grafen von

Heimburg, drei goldene Sterne im blauen Felde, an, die heute noch das Wappen von Cilli sind.

Unermüdllich schritt er übrigens auch als Graf weiter auf der erfolgreichen Bahn, seinen schon so ausgedehnten Besitz zu vergrößern. Er kaufte zwei Häuser in Wien. Durch Kauf erwarb er vom Erzbisthume Aquileja das Schloßlehen Oberburg, durch Kauf den größten Theil der Burgherrschaft Gurkfeld. Pfandweise erlangte er den Besitz der großen Herrschaft Wippach und Nieder-Strechau im Ennsgebiete.

Begreiflich ist es, daß Graf Friedrich bei so vielen Güterkäufen und bei einem stets sich mehrenden Besitze viel mit Juden in Berührung trat. So verbürgt er für den Herrn von Scherfenberg einmal die Zahlung von fünfzig, ein andermal von dreißig Mark; für Hertel von Trixen garantiert er die Zahlung von achtundzwanzig Mark; auch für Hermann den Schenken von Osterwitz steht er gut und zwar für zweihundert Gulden. Diese geringfügigen Summen zeigen zugleich, wie selten das Geld auch bei großen Adelsfamilien war, und wie leicht es einem sparsamen, reichbegüterten Herrn werden mußte, die Verlegenheiten seiner Standesgenossen benützend, zu immer größerem Reichthume und Ansehen und zu gebietender Macht zu gelangen.

Wie hoch das Ansehen Friedrichs am Abende seines Lebens bereits gestiegen war, geht daraus hervor, daß ihm mit dem Gurker

Bischofe Paulus von Herzog Albrecht dem Weisen und Ludwig von Brandenburg, dem Landesfürsten Tirols, im Jahre 1357 die Gesandtschaft an die päpstliche Curie, welche damals in Avignon residierte, übertragen ward. Es war eine heikliche Sache. Margaretha Maultasch nämlich, die Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnten, hatte sich mit böhmischer Hilfe im Besitze Tirols gegen den Kaiser, der das Land als erledigtes Reichslehen einziehen wollte, behauptet. Mit böhmischer Hilfe — denn Margaretha war mit König Johann's Sohne, Johann Heinrich vermählt. Dieser war zur Zeit der Eheschließung mit der bereits gereiften Fürstin noch ein Knabe. Herangewachsen fand er an der ältlichen und sehr sinnlich angelegten Gattin mancherlei auszusetzen. Behandelte sie darum roh. Margaretha klagte nun den guten Tirolern ihr Leid. Und die treuen Landesfinder halfen der harmvollen Landesmutter und jagten den Böhmen aus dem Lande. Voll Freude hörte dies der Kaiser. Und aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erklärte er die Ehe für geschieden und tröstete die betriübte Fürstin, indem er ihr in seinem Sohne Ludwig von Brandenburg, einem fünf- undzwanzigjährigen stattlichen Witwer, einen neuen Gemahl gab, Tirol aber dadurch an sein Haus brachte. Doch der Papst sprach den Bann aus über das Ehepaar als Wächter der Sittlich-

keit und vielleicht auch, weil Ludwig von Brandenburg der Sohn des gehaßten Kaisers war, dessen Macht durch diese Ehe vermehrt ward. Die Gatten aber nahmen den Bann hin wie der Bauer das Hagelwetter. Freuten sich sonsten des Lebens, so lange sie jung waren. Als sie aber dem Alter entgegen giengen, wurden ihre Gedanken mehr auf das Jenseits gerichtet. Darum suchten sie eine Ausöhnung mit dem Papste, und der Habsburger Albrecht vermittelte. Wofür sie ihm im Falle kinderlosen Absterbens ihres Sohnes, den Besitz Tirols versprachen. Darum gieng die erwähnte Gesandtschaft an den Papst. Dieser sprach Ludwig von Brandenburg und seine Gemahlin vom Banne los, erkannte ihre Ehe als gültig an und legitimierte ihre Kinder.

Als Friedrich I. im Jahre 1360 starb, konnte er mit Befriedigung auf eine erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken. Er hatte das übernommene Erbe vervielfacht, er hinterließ aber außerdem seinen Nachkommen gräflichen Rang und den Stolz auf einen Ahn, der mit Festigkeit einen hohen Verwaltungsposten bekleidet, und als kluger Diplomat zwischen dem Papste und mächtigen Reichsfürsten in wichtigen Sachen mit Erfolg vermittelt.

Fa Friedrich I. hat eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Grafen von Cilli. Er war

der erste seines Geschlechtes, welcher die begehrlichen Augen dem Osten zuwandte. Dort im europäischen Orient ist seit dem Beginne der Völkerwanderung alles im wechselvollen Werden begriffen. Sucht noch heute so mancher Engländer und Franzose, Deutscher und Pole dort im Südosten des Erdtheiles sein Glück zu machen, warum nicht auch vor einem halben Jahrtausend? Die Völker dort drüben waren mit Ausnahme der Griechen barbarisch. Was mochte einem reichen, mächtigen Manne von überlegener Bildung dort nicht alles blühen? Vielleicht gelang in jenen Ländern im großen Stile, was man im Westen, wo die Verhältnisse gefestigter waren, in kleinerem Maßstabe erstreben mußte. Freilich, der erste Versuch — es handelte sich um Biely — mißlang. Und Friedrich war schon ein alter Mann. Aber seine Söhne waren jung und kraftvoll, und, besonders Ulrich, tapfere Krieger. Und des Vaters Initiative entsprungen, glaube ich, ist es, daß Ulrich bei Lebzeiten desselben so viel unter ungarischem Banner kämpfte, denn gerade nach des Vaters Tode entschwindet Ulrich unseren Blicken. Und so scheint mir denn Friedrich geradezu der Bahnbrecher für die künftige Politik seiner Nachkommen zu sein.

Zur Kirche, ich meine zu den umliegenden Klöstern und den Bischöfen, bei welchen er zu Lehren gieng, stand Graf Friedrich, sowie alle

seine Vorgänger, den einen Gebhard ausgenommen, auf bestem Fuße. Gelegentliche Schenkungen der Sannecker, wenn auch nicht eben von besonders großem Belange, stärkten das gute Verhältnis. So hatten Friedrichs Eltern, welche zuerst die Karthause Seiz zu ihrem Begräbnisorte wählten, während die früheren Mitglieder des Hauses in Oberburg bestattet wurden, so hatten also schon Ulrich und seine Gattin Katharina von Heunburg dem Kloster Seiz zwanzig Hufen geschenkt. Dieses übernahm dafür die Verpflichtung, Seelenmessen für die frommen Stifter zu lesen. Das gute Verhältnis nützte beiden Theilen, auch der Kirche. So trug Herzog Friedrich der Schöne im Jahre 1310 dem Freiherrn Ulrich auf, das Kloster und dessen Besitzungen und Unterthanen zu schützen. Und damals machten sich, wie es scheint, eigenthümliche oppositionelle Regungen gegen die Kirche im steirischen Unterlande bemerkbar. So hören wir sogar von der Existenz von Adamiten, einer Secte, die dem Communismus huldigte, deren Mitglieder die Ehe für unmoralisch erklärten und in das einfache Costüm von Adam und Eva vor dem Sündenfalle gekleidet, in regelloser Vermischung lebten. Im Jahre 1312 nämlich trägt Ottobonus, der Patriarch von Aquileja, dem Prior von Seiz auf, gegen die auch in Steiermark unter der Drau eingedrungenen

gefährlichen Ketzereien und Secten einzuschreiten und insbesondere gegen die Adamiten zu inquiren. — 1335 dagegen sieht sich Patriarch Bertrand auf die Anzeige des Archidiacons von Saunien veranlaßt, die Geistlichkeit des Sannthales zu rügen, weil sie unbußfertigen Wucherern und Excommunicierten ein kirchliches Begräbniß gewähre.

Der erste Graf von Cilli hatte die Macht des Hauses durch seine umfassenden Erwerbungen auf eine breite, solide Basis gestellt und es dadurch seinen Nachfolgern ermöglicht, glanzvoll in die Geschichte eintreten zu können. Und so sehe ich denn in dem nüchternen Friedrich den eigentlichen Begründer der Macht der Cillier.

Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Anna war mit dem Grafen Otto von Ortenburg vermählt, Katharina in erster Ehe mit Graf Albrecht IV. von Görz, in zweiter mit Hans Truchseß von Waldburg. Die Söhne Friedrichs aber hießen Ulrich und Hermann.

Ulrich I. war ein bedeutender Kriegsmann und hatte den Geist eines fahrenden Ritters. Ueberall war er zu finden, nur zu Hause nicht. Ohne Ulrich war kein Krieg und keine Fehde im östlichen Mitteleuropa unmöglich. Hielt es aber immer mit dem Stärkeren. Er kämpft mit Ludwig dem Großen von Ungarn gegen die Venezianer vor Zara; er begleitet Ludwig von

Tirol, den Gemahl der Margaretha Maultasch nach Brandenburg, um dem falschen Waldemar das Handwerk zu legen. Im Jahre 1350 macht er eine jetzt schon ziemlich gefahrlose Preußenfahrt, wobei er sich den Ritterschlag holt. Vier Jahre später befindet er sich im Gefolge Karl's IV. auf dessen unrühmlichem Römerzuge. Dann finden wir ihn wieder für den Ungarnkönig im Kriege gegen Venedig vor Treviso beschäftigt; dann erblicken wir ihn im Osten ebenfalls für Ludwig gegen die Serben im Kampfe und vor Widdin gegen die Bulgaren. Nach dem Tode des Vaters ist er mit seinem Bruder Hermann thätig, Rudolf IV. den Besitz Tirols gegen die Wittelsbacher zu sichern.

Er war zweimal vermählt; in erster Ehe mit einer Gräfin aus dem reichen bairischen Hause der Dettingen, in zweiter mit der Gräfin Adelheid von Ortenburg. Aus dieser Ehe hinterließ er bei seinem Tode im Jahre 1368 einen Sohn Wilhelm.

Ulrichs Bruder, Graf Hermann, tritt weniger hervor; wo er aber auftritt, stellt ihn schon sein Reichthum und seine Macht in den Vordergrund. — Im Jahre 1372 wird er mit seinem Neffen Wilhelm von Kaiser Karl IV. neuerdings in den Grafenstand erhoben, und die österreichischen Herzoge geben durch eigene Willebriefe ihre Zustimmung zu dieser Erhebung.

Karl IV. hatte nämlich nebst manchen anderen Regierungsacten Ludwigs des Baiers, dessen Gegenkönig er ja im Anfange gewesen, auch die Erhebung des Hauses Sannock in den Grafenstand nicht anerkannt. Und ich meine, daß es ganz besonders Friedrichs I. und seines Sohnes Ulrich gute Beziehungen zum ungarischen Hofe waren, mit welchem der Kaiser ja eine Familienverbindung plante, welche Beziehungen dem Hause Sannock auch allmählich die Gunst des klugen, diplomatischen Luxenburgerers verschafften.

Im Jahre 1377 begleitet Graf Hermann I. mit seinem gleichnamigen Sohne und seinem Neffen Wilhelm Herzog Albrecht III. von Oesterreich auf seiner Fahrt ins Preußenland. Ueber Breslau, Thorn und Marienburg geht der Zug bis an die Memel. In Samogitien soll auch thatsächlich im Ernste gekämpft worden sein. Hier ertheilt Hermann als der vornehmste Ritter im Zuge dem österreichischen Herzoge den Ritterschlag. Der Zweck war erreicht und so ritt man denn wohlgemuth über Schweidnitz, Polen, Mähren und Oesterreich wieder zurück.

Im selben Jahre schloß er dann einen Erbvertrag mit dem kärntnerischen Hause Ortenburg ab. Hermanns I. Selbstgefühl muß nicht gering gewesen sein. Er ist nämlich der erste aus dem Hause der Cillier, welcher bei seiner

Brantwerbung an den Thron eines regierenden Fürsten herantritt. Mit Erfolg, denn er führt die Prinzessin Katharina, Tochter Stefan Dwartkos I., des Königs von Bosnien, eine Verwandte des Königs von Ungarn, als Gattin in sein Schloß bei Cilli. Und diese Katharina war die rechtmäßige Erbin des Königreichs „Bosfen“ (Bosnien), wie uns die Cillier Chronik versichert.

Hermanns Nefte, Wilhelm, erlangte die Hand der polnischen Königstochter Anna und ward dadurch der Schwager Ludwigs des Großen. Ihre Tochter Anna ließ sich schon auf einem Throne nieder, denn sie ward die zweite Gemahlin des König Wladislaw Jagjello von Polen. Man sieht, das Geschlecht nimmt einen hohen Flug und das hatte der kluge Friedrich I. ermöglicht.

Im Jahre 1385 starb Hermann I. und sieben Jahre später Graf Wilhelm.

Hermann hinterließ zwei Söhne: Hans, vermählt mit einer Gräfin Montfort, und Hermann II., der eine Gräfin Schaumberg ehelichte.

Graf Hermann II. ist der bedeutendste aller Cillier. Er vereinigt in hohem Grade Thatkraft und Klugheit, rücksichtslose Härte mit diplomatischer Geschmeidigkeit. Ueberall weiß er mit Falkenaugen den Vortheil des Hauses

wahrzunehmen. Von hohem Familienstolze beseelt, verzeiht er seinem Sohne den Mord der Gattin, mit kalter Grausamkeit aber bekämpft er die Mesalliance desselben, um die Ehre des Hauses nach seiner Auffassung aufrecht zu halten und die glänzenden Aussichten der Zukunft zu retten. Seine unerbittliche Consequenz muß etwas imponierendes gehabt haben. Und wie ein Schulknabe, der für einen losen Streich von seinem Vater geohrfeigt wird, fügte sich sein fünfzigjähriger Sohn Friedrich dem eisernen Willen des schrecklichen Greises, der ihm mit ruchloser Ungerechtigkeit und unmenschlicher Härte sein Lebensglück vernichtet. Ja er ist ein harter, großer, eiserner Mann!

Seit dem Jahre 1385 also ist Hermann II. das Haupt des Hauses. Bald entfaltet er eine umfassende diplomatische Thätigkeit. Im Jahre 1389 ist er als einer der Gesandten Herzog Albrecht III. in Dedenburg, um mit den Geschäftsträgern des Königs Sigismund von Ungarn einige Grenzstreitigkeiten zu schlichten. Er muß seine Mission mit großem Geschick erfüllt haben; denn schon das Jahr darauf ernennt ihn Albrecht zum Landeshauptmann von Krain, in welcher Stellung er durch zehn Jahre thätig ist.

In dieser Zeit kommt er mit Sigismund in nächste Berührung, welche für beide Theile von den nachhaltigsten Folgen sein sollte. Im

Jahre 1357 nämlich waren unter Suleiman, des Osmanenherrschers Urhan Sohn, die Türken nach Europa übergegangen, als ein furchtbares Erdbeben die thrakische Küste verheert und den Widerstand der Griechen gelähmt hatte. Mit orkanartiger Schnelligkeit verbreiteten sie sich über die in Nationalstaaten zerrissene Halbinsel, um so leichter, als sie über das einzige stehende Heer in Europa geboten. Ihnen erlagen die Griechen und Bulgaren, die Walachen, Bosnier, Serben. Seitdem Murad I. nach dem Siege auf dem Amselfelde, wo er die Serben niedergeworfen, auf dem Schlachtfelde getödtet war, stand an ihrer Spitze Bajesid, der Blij genannt. Das Reich dieses Sultans, dessen kühle, aber staatskluge Grausamkeit den Brudermord als Regierungsmaxime in der Dynastie Osmans eingeführt, berührte sich schon mit dem ungarischen Staate, dessen Vasallenländer seit Ludwig dem Großen die Moldau und Walachei, Serbien und Bosnien waren. König Sigismund verlangte nun von Bajesid die Herausgabe aller dieser Klientelstaaten. Der Türke aber antwortete nach dem Vorgange des Brenuns mit dem Hinweise auf die prachtvollen Waffen, welche sein Zelt schmückten: diese seien seine Rechtstitel auf die occupierten Gebiete. Also Krieg.

Das Kreuz ward gepredigt und ein nicht unbedeutendes Heer fand sich unter Ungarns

Banner zusammen. Darunter auch achttausend Franzosen. Unter denen sich tausend Ritter fanden. Dann zwölftausend Deutsche, meist Baiern und Steirer, letztere geführt vom Grafen von Cilli.

Das Heer marschierte getrennt: Sigismund zog mit zweiundfünfzigtausend Mann die Donau entlang durch das eiserne Thor, nahm Orsowa, Widdin und Raco und ließ die tapfere Besatzung des letzteren Ortes nach der Uebergabe desselben niederhauen. Erst vor Nikopoli vereinigte er sich mit den Franzosen, welche den Weg über Siebenbürgen eingeschlagen hatten. Nun ward Nikopoli belagert. Die Sache schien gar nicht so ernst, insonderheit betrachteten die Franzosen die ganze Campagne als ein pikantes, anregendes Schauspiel. Maskenscherze gab es und Bälle, denn auch Damen waren im Lager, wahrscheinlich achtbaren Standes und ehrenwerthen Rufes. Warum sollten die Streiter Christi nicht auch ihr kleines Plaisir haben?

Da kam die Nachricht: Bajesid ist nur mehr sechs Stunden von Nikopoli entfernt und kommt in Eilmärschen. „Die Ohren abschneiden dem verlogenen Boten!“ Der Marschal Boucicault rief es. Doch es war so und bald mußte der Franzose selbst daran glauben.

In aller Eile stellte Sigismund sein Heer in Schlachtordnung. Die Franzosen verlangten stürmisch die Ehre des Vordertreffens.

Ungern willigte Sigismund ein. Hinter den Galliern stand das Gros des Kreuzheeres; im Centrum die Deutschen, links die Walachen, auf dem rechten Flügel die Ungarn.

Bajesid hatte sein Heer in drei Treffen geordnet: die Janitscharen, vierundzwanzigtausend Mann stark, bildeten als Berufsheer das erste Treffen, dann kamen dreißigtausend Reiter, und hinter diesen, durch eine sanft ansteigende Anhöhe den Blicken der Christen verborgen, stand der Sultan mit der Hauptmacht, vierzigtausend Osmanen.

Die Franzosen mezelten zuerst die türkischen Gefangenen im Lager nieder. Dann stürmten sie, glühend von Kampflust, auf die Janitscharen und hieben zehntausend zusammen; die übrigen zogen sich hinter das zweite Treffen, die Sipahis, zurück. Auch die Reihen dieser wurden vom feltischen Ungeßüm der Franzosen durchbrochen und fünftausend blieben am Platze. Wenn sie sich jetzt auf das langsam vorrückende Hauptheer zurückzogen, so konnte den Christen der Sieg werden. Allein das thaten sie nicht; sondern mit rasender Eile stürmten sie den vorliegenden Hügel hinan. Da gelangten sie auf die Höhe desselben und erblickten einen Wald von vierzigtausend türkischen Lanzen vor sich. Halbmondförmig, die hohle Seite dem Feinde zugekehrt, bewegte sich dieser heran,

rascher an den Flügeln als in der Mitte. So sahen sich denn die tollkühnen Ritter im Mittelpunkte eines Kreises, denn hinter ihnen schlossen sich die durchbrochenen Reihen der zwei ersten Treffen ebenfalls wieder. Der Rückweg war also abgeschnitten. Mit ewig denkwürdiger Tapferkeit verkauften sie nun ihr Leben und nahmen noch tausende von Türken mit sich in's Schattenreich.

Als die Walachen und Ungarn die Vernichtung der Franzosen sahen, rissen sie aus. Blieben nur die treuen Deutschen und opferten ihr Leben, wie so oft, für eine fremde Sache. Das ganze Kreuzheer ward vernichtet oder gefangen.

Mit knapper Noth entrann Sigismund mit wenigen Getreuen, darunter auch Graf Hermann, zum Ufer der Donau, wo ihn ein Fahrzeug aufnahm und mit dem Cillier an die Mündung des Stromes zur venezianischen Flotte in Sicherheit brachte. Graf Hermann begleitete den König nach Konstantinopel. Von dieser Zeit an, wo sie eine große Gefahr getheilt, und wo Graf Hermann treu an der Seite des Königs gestanden, den er aus dem Schlachtgetümmel retten geholfen, datiert ihre Freundschaft. Und so erstrahlten die goldenen Sterne der Cillier, statt vor dem Halbmond zu erbleichen, durch die Berührung mit ihm in hellerem Glanze.

Schon drei Jahre nach der Schlacht bei Nikopoli verließ Sigismund dem treuen Freunde in Noth und Gefahr die ausgedehnte Grafschaft Zagorien in Kroatien.

Bald fand sich für den Grafen eine Gelegenheit, seinen Dank für das glänzende Geschenk abzustatten. Nach stürmischen Scenen im Landtage wurde Sigismund, dessen Ansehen durch die Niederlage in Bulgarien bei seinen Ungarn nicht eben gestiegen war, der aber trotz alledem ziemlich willkürlich und regellos herrschte, im Jahre 1401 von den Reichsständen verhaftet und den Söhnen des früheren Palatius, Nikolaus Gara zur Verwahrung übergeben. Graf Hermann nun bewirkte seine Freilassung. Es kostete ihn gerade kein Opfer. Er vermählte nämlich einem Sohne des Palatius seine zweite Tochter Anna; die älteste war bereits dem Grafen Heinrich IV. von Görz angetraut.

Auch in den leidigen Zwist zwischen Sigismund und seinem Bruder König Wenzel von Böhmen, griff der Cillier ein, und als Wenzel im Jahre 1402 in Sigismunds Hände fiel, geleitete Hermann den Gefangenen nach Wien, um ihn dem österreichischen Herzoge zur Haft auszuliefern.

Bald nachher ward dem Grafen das Banat über Slavonien verliehen, welches das heutige kroatisch-slavonische Königreich umfaßte.

Weiters gab ihm Sigismund die Murinsel mit Tschakathurn als erbliche Pfandschaft, wofür er dem geldbedürftigen Könige hunderttausend Goldgulden zahlte. Da Hermann in so geldarmer Zeit eine solche Summe zur Verfügung hatte, zeigt sich klärllich, welch haushälterischer Wirth er gewesen sein muß.

Durch die genannten großen Erwerbungen ward Hermann der erste Magnat des Königreiches Ungarn, weshalb auch sein Name in Urkunden vor dem des Palatins erscheint.

Daß Hermann im ungarischen Thronkriege (1402 — 1404) treu auf Seiten seines königlichen Freundes und Wohlthäters stand und alles, was in seinen Kräften lag, that, um ihm allgemeine Anerkennung im Lande zu verschaffen, ist nur natürlich. Denn auf Sigismund beruhte auch seine Macht und seine Stellung in den Ländern der Stefanskronen.

Bald darauf vermählte sich der König von Ungarn und Kurfürst von Brandenburg, der mächtige Luxemburger, mit Hermanns jüngster Tochter, der berühmten Barbara von Cilli, mit welcher er schon einige Jahre verlobt war. Die Ehe schlug zwar nicht zum Glücke der Gatten aus, wohl aber documentierte sie vor aller Welt die glänzende Stellung, zu welcher sich das Haus Sannock von unscheinbaren Anfängen emporgeschwungen.

Sigismund und Barbara waren ungleich geartet. Sigismund war einer der schönsten Männer seiner Zeit. Er besiegte schwache Frauengemüther nicht bloß durch seinen königlichen Rang, und er war sich dessen wohl bewußt. Deshalb war er unmännlich eitel, sein Geist aber kam den körperlichen Vorzügen nicht gleich. Er war ein Prahler, er besaß einen äußerst beweglichen unruhigen Sinn, er war wankelmüthigen Charakters. Mit solchen Zügen mochte er wohl gewöhnliche Weiber vom Duzendschlag, aber keine geistreiche Frau dauernd zu fesseln.

Und geistreich war seine Gemahlin. Wohl nicht sehr gebildet, wie die Frauen jener Tage überhaupt, die des Cillier Hauses insbesondere — verstand ja doch Anna, als sie Königin von Polen ward, nur die deutsche Sprache — hatte sie aber Geist und einen scharfen Witz. In religiösen Dingen war sie ein vollständiger Freigeist. Sie glaubte nicht an Himmel und Hölle und meinte, nach dem Tode sei alles zu Ende, und diejenigen träumten, welche an eine Vergeltung im Jenseits dächten. Sie verspottete darum die „heiligen Jungfrauen“, welche ihren Leib nicht dem Vergnügen widmeten. Dazu war sie sehr schön. An hohem schlanken Wuchs dem Vater ähnlich, besaß sie eine majestätische Gestalt und ein feines, weißes Gesicht, durch einige Flecken eher gehoben als verunstaltet.

Bald mußte sie die Hohlheit ihres Gemahls durchschauen; sie hat ihn wahrscheinlich verachtet. Sigismund hat in seinem Leben vielen Frauen gehuldigt, keiner ist er treu geblieben. Barbara sah dies natürlich, und so warf auch sie ihr Auge auf andere Männer und suchte Ersatz. Brauchte bei ihren glänzenden Eigenschaften wohl nicht lange zu suchen. So ist sie denn durch die Untreue ihres Gatten zur Ehebrecherin und bei ihrer unerschöpflichen Sinnlichkeit endlich zur lasterhaften Messalina geworden, welche „mehr nach Männern strebte, als sie von ihnen begehrt ward.“ Und als sie in reiferen Jahren keinen Galan mehr fand, so dachte sie noch bei Lebzeiten ihres Gatten an eine neue Ehe mit einem feurigen Knaben, dem König Wladislaw von Polen, dem sie, nicht achtend die Gebote der Ehre und weiblichen Schamhaftigkeit, ohne mütterliches Gefühl das Thronrecht ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes ignorierend, das Königreich Böhmen zubringen wollte.

In den meisten dieser Züge sind die Berichterstatter einig. Nur einen Lobredner hat sie gefunden, der sah sie beim Concile zu Constanz. Und Thomas Brischuh von Augsburg preist nicht nur ihre Gestalt ohne Fehl, ihre Milde und Weisheit, ihre königliche Haltung und ihr maßvoll edles Benehmen, sondern auch ihre ehrbaren Sitten und ihre Tugend, ihre Ehre und

Züchtigkeit. Aber welcher Nero findet nicht bei Lebzeiten feile Creaturen und hündische Seelen, die sein Lob posaunen; welche Messalina auf dem Throne findet nicht einen schamlosen Wicht, bereit ihr die Tugendrose zu reichen!

Das Verhältnis der Ehegatten mußte bei solchen Eigenschaften beiderseits bedenkliche Trübungen erfahren. Und so hören wir denn, wie der König seine Gemahlin einmal vom Hofe verbannte und sie einundeinhalb Jahre nicht sah. Auf der Pusta bei Großwardein mußte sie freudlos lange Tage verbringen. Und als Sigismund nach Großwardein reiste, mußte sie früher fort nach Ofen. Es bedurfte der Autorität des Bischofs von Passau, den Zwist wieder, wenigstens äußerlich auszugleichen.

Graf Hermann II. verschwägte sich auch durch seine Söhne mit ansehnlichen Häusern. So führte Hermann III. nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin von Abensberg, Beatrix, die Tochter des Herzogs Ernst von Baiern aus dem altberühmten Hause Wittelsbach heim; und Ludwig nahm seine Gemahlin aus dem begüterten Hause Ortenburg.

Hermanns III. Tochter aus zweiter Ehe, Margaretha, war zweimal vermählt. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, eines Grafen von Montfort, reichte sie dem Herzoge von Teschen-

Glogau, Ladislaus, ihre Hand. Sie sah nicht nur den Tod ihres Gatten, sondern überlebte auch als die letzte ihres Geschlechtes den Sturz ihres Hauses um ein Vierteljahrhundert.

Der älteste Sohn Hermanns II., Graf Friedrich, war mit Elisabeth, aus dem Hause Frangepan-Modruz-Beglia, vermählt. Die beiden anderen Söhne starben jung, nur Friedrich überlebte den Vater. Dieser liefert im Jahre 1413 eine neue Probe seines diplomatischen Geschickes, indem er einen Waffenstillstand zwischen Sigismund, der nun auch die deutsche Krone trägt, und der Republik Venedig vermittelt.

Im Gefolge seines königlichen Schwiegersohnes und seiner Tochter, der Königin von Deutschland und Ungarn, besuchte er dann mit seinem Sohne Friedrich das Concil zu Constanz. Wohl mochte ihm das Herz von Stolz schwellen, wenn er auf Sigismund blickte, der in jenen Tagen aller Welt offenbar als Schirmherr der Christenheit und weltliches Haupt der Kirche dastand und seit den Zeiten der Hohenstaufen zum ersten Male wieder zeigte, daß das Schwergewicht Europas in der deutschen Krone ruhe.

Hermanns Macht sollte jedoch den Schöpfer derselben überleben, sollte eine dauernde werden. Er vermittelte daher die Ehe zwischen seiner Enkelin Elisabeth, der Tochter Barbaras und Sigismunds, mit Albrecht V., dem Herzoge von

Oesterreich und verschwägerte sich dadurch auch mit dem Hause Habsburg. Albrecht aber erlangte durch diese Vermählung die Anwartschaft auf Ungarn und Böhmen.

In das Jahr 1420 fällt wieder ein großer Güterzuwachs. In diesem Jahre erlischt nämlich das reiche Haus Ortenburg. Sein großer Besitz in Kärnten und Krain, wozu auch die Gottschee gehört, fällt an die Grafen von Cilli.

Die nächsten Jahre bringen Hermann jedoch eine Reihe von Unglücksfällen in seiner Familie. Im Jahre 1421 stirbt sein unehelicher Sohn Hermann als Bischof von Freising und bereits disignierter Bischof von Brixen, welcher hohe Stellen er offenbar durch den Einfluß des Vaters erklimmen. Er ward in der Pfarrkirche von Cilli begraben, wo noch heute im Presbyterium sein Grabstein zu sehen ist.

Bald darauf sollten Hermanns Stolz und Festigkeit auf eine schwere Probe gestellt werden. Sein Sohn Friedrich, damals schon ein Fünfsziger, war, wie bemerkt, mit Elisabeth von Modruz vermählt. In Friedrich werden neue Charakterzüge, die wir bisher bei den Mitgliedern seines Hauses nicht treffen, sichtbar. Er ist ein Stubenhocker. Alle Cillier streben thatendurstig in die Ferne, Friedrich bleibt zu Hause. Er ist ein Schwächling. Niemals tritt er bei Lebzeiten des Vaters, der ihn mit seiner Größe ganz

in den Schatten stellt, besonders hervor. Sein kaiserlicher Schwager Sigismund will ihm die Verwaltung des Burzenlandes in Siebenbürgen übertragen: Friedrich kommt zu spät. Er ist ferner unersättlicher Wollust ergeben. Nur einmal fühlt er eine tiefere Liebe, allein sie läutert ihn nicht, sie macht den Schwächling nur zum Verbrecher. Diese Schwäche macht es auch, daß er die unschuldige Geliebte nicht vor dem traurigsten Schicksale zu retten vermag.

Der Vater hat ihm sechs Herrschaften eingeräumt, in Gurkfeld hat er eine eigene Hofhaltung. Da lernt er die schöne Veronica von Desenice, ein Hoffräulein seiner Gemahlin kennen. Er will sie besitzen. Veronica ist tugendhaft und weist seine Anträge zurück. Der Widerstand nährt seine Leidenschaft; sie flammt hoch auf und schlägt ihm über dem Kopfe zusammen. Er mordet seine Gattin im Schlafe und vermählt sich bald darauf mit Veronika. Aber Friedrich kannte den Vater nicht. Der Mord der Gattin, der — ja der mochte hingehen, aber die Ehe mit einem nur ritterbürtigen Mädchen, — niemals. — Was thut nun Friedrich? Er wagte nicht den Grimm des greisen Vaters zu bestehen, er floh, nicht mit seiner Gattin in's Ausland, sondern allein zu König Sigismund, seinem Schwager nach Ungarn, und gab das Weib, welches er durch seine ver-

brecherische Liebe unglücklich gemacht, dem Zorne seines unmenschlichen Vaters preis. Am Hoflager seines Schwagers durfte ihm ein Verwandter der gemordeten Elisabeth öffentlich den Mord vorwerfen. Sigismund lieferte den Glenden seinem Vater aus, der ihn zuerst in Osterreich gefangen hielt, dann in die Burg Ober-Cilli steckte, wo der Friedrichsthurm noch heute seinen Namen trägt. Alle seine Burgen mußte er herausgeben, der von ihm erbaute Friedrichstein in der Gottschee ward geschleift.

Unstätt irrte indessen sein unglückliches Weib mit ein paar Kammerfrauen in der Waldlandschaft Untersteiers herum, bis sie bei Pettau einen Zufluchtsort fand. Doch ihr unfreiwilliger Schwiegervater erhielt durch ausgesandte Spürer Kunde davon. Er ließ sie ergreifen. Um sie zu vernichten, klagte er sie vor dem Stadtgerichte in Cilli als Hexe an. Durch Zauberei habe sie seinen Sohn bethört, ihn selbst aber vergiften wollen. Die Anklage trug den Stempel des Hasses und der Lüge an der Stirne und die muthigen Richter sprachen Veronica frei. Aber was galt das Recht dem eisernen Hermann! Er ließ Veronica nach Osterreich bringen und durch zwei feile Schufte ritterlichen Standes in einer Wasserbottich ertränken. So wurde der Mord des Sohnes durch den Mord des Vaters an einer Schuldlosen gesühnt.

Friedrich fiel nach dem Tode der Gattin in eine schwere Krankheit, die sein Leben gefährdete. Dies ist so ziemlich der einzige Moment in seinem Leben, wo er unserem Fühlen sympathisch näher tritt. Um sein Leben zu retten gibt ihn der Vater frei, gibt ihm auch wieder Besitzungen und läßt ihn die Hofhaltung in Gurkfeld erneuern. Den Leichnam des geliebten, in seiner Jugendblüte zerstörten Weibes läßt Friedrich nach dem Tode des Vaters aus dem Grabe erheben und im Kloster Gairach bestatten. — Die erzählte Familientragödie fällt wahrscheinlich in die Zeit von 1423 bis 1425. — Friedrich wirft sich nach derselben als alter Mann der Wollust in die Arme.

Im Jahre 1426 stürzt Graf Hermann III bei Radmannsdorf in Krain mit dem Pferd und stirbt. Da Ludwig schon mehrere Jahre früher mit Tod abgegangen war, so lebte von Hermanns II. Söhnen also nur mehr Friedrich. Und dies, sowie die schwere Krankheit Friedrichs, welche die Aerzte für gefährlich erklärten, mag ihm die Verzeihung des Vaters verschafft haben.

Erlebt Hermann II. also an seinen Kindern nicht viele Freuden, da ihm die einen durch ihr Leben, die andern durch ihren Tod Kummer bereiten, so findet doch alsbald sein Ehrgeiz wieder reichliche Nahrung. Im Jahre 1427 nämlich setzt ihn der König von Bosnien, Stefan

Dwartko, zum Erben seines Landes ein. Freilich hat sich die hiedurch dem Hause aufgegangene Hoffnung auf eine Krone nie verwirklicht.

Drei Jahre nach der Errichtung des bosnischen Testaments wurden die Cillier unter die ungarischen Reichsbarone aufgenommen. Sie waren ja ohnedies bereits die mächtigsten Magnaten des Reiches, es wurde also lediglich eine schon bestehende Thatsache formell constatirt.

Reich an Macht, Aemtern und Ehren sank Altgraf Hermann im Jahre 1435 in's Grab, nachdem er sein mit Thaten und Erfolgen erfülltes Leben auf einige achtzig Jahre gebracht. An männlicher Thatkraft und folgerichtigem Streben, an Klarheit und Schärfe des Geistes, wie an weitschauender Klugheit und Berechnung hat ihn vielleicht keiner seiner Zeitgenossen übertroffen.

Seine kirchliche Gesinnung hatte Hermann durch Schenkungen an Kirchen und Klöster be-
thätigt. Wir ersehen das besonders aus einer Urkunde vom Jahre 1391, wodurch der Prior Johannes von Seiz, der zugleich der General des Karthäuserordens war, aus Dankbarkeit für den Schutz und die vielen Wohlthaten, welche die Grafen von Cilli, Hermann und Wilhelm den Klöstern Seiz, Gairach und Freudenthal erwiesen, diesen Grafen, sowie ihren Eltern, Gattinnen, Söhnen und Töchtern einen Jahrtag

in den genannten drei Karthäuserklöstern bestimmt. Graf Hermann machte aber nicht nur Schenkungen an ältere Klöster, sondern er gründete auch selbst eine Karthause und zwar zu Pletriach am Utskofengebirge in der Nähe von Rudolfswerth. Und diese Gründung darf meines Erachtens nicht so gering angeschlagen werden. Denn in gewisser Beziehung waren diese Klöster wahrhaft segenspendend für das unwohnende Landvolk. Denn die Karthäuser pflegten nicht bloß ein beschauliches Leben, sondern waren auch eifrige, intelligente Landwirthe und ihre Gründe waren wirkliche Musterwirthschaften, wie dies ja z. B. beim Trappistenkloster Reichenburg in Untersteier noch heute der Fall ist.

Hermann II. ist ferner wahrscheinlich der Gründer des Spitals in Cilli und steht als solcher noch heute in gutem Andenken.

Ob seine Vertreibung der Juden aus den ihm unterstehenden Gebieten gerechtfertigt war, wage ich aus Mangel an Belegen nicht zu entscheiden.

Auch Hermanns II. Sohn Friedrich lebt bei der Kirche ob seiner zahlreichen Schenkungen in guter Erinnerung. Besonders erwies er dem Kloster Seiz viele Wohlthaten, so daß ihm dieses eine periodische Seelenmesse für ewige Zeiten widmete. Ob aber Friedrich dieses Kloster aus Gründen reiner Frömmigkeit unterstützte

— ich möchte es bezweifeln. Denn Friedrich war ein lasterhafter Mann. Aeneas Sylvius, der Secretär und Rath Kaiser Friedrichs III. und spätere Papst Pius II., in seinen jungen Jahren eben selbst kein Tugendspiegel, und durch seine für ihn freilich äußerst vortheilhafte Gesinnungslosigkeit in scharfem Gegensatze von der männlichen Natur der meisten Cillier Grafen abstechend, schildert uns Friedrich II. als hart und unverträglich, blutgierig und grausam, als geizig, unmäßig im Essen und unersättlich in der Wollust. Besonders nach dem Tode des Vaters soll er in einen wahren Lasterpfuhl versunken sein. Er entriß — so erzählt Aeneas Sylvius — dem Gatten die Gattin, dem Vater die Tochter, dem Bruder die Schwester. Schaaren von Mädchen brachte er auf sein Schloß und schickte die Verderbten ohne Entschädigung wieder zurück.

Diese Charakterisierung ist offenbar eine starke Uebertreibung. Denn die Schilderung gilt einem Greise, der beim Tode des Vaters schon über sechzig Jahre zählt. Und bei solchem Lasterleben, ferner bei Unmäßigkeit im Essen konnte Friedrich über achtzig Jahre alt werden? — Manches aber, wohl vieles ist jedenfalls wahr. Man erzählt sich noch heute eine Geschichte in Cilli. Ein Cillier Graf — es kann nur Friedrich oder sein Sohn Ulrich gewesen sein

— ward bei einem Liebesabenteuer mit einer Bauerntochter in Tüchern bei Cilli in flagranti ertappt. Die ob mancher Eingriffe in ihre Hausehre ergriminten Bauern ließen den Grafen nicht früher los, bis er die ganze Bauernschaft von Tüchern in den Adelsstand erhob. Dies die traditionelle Erzählung. Thatsache aber ist, daß noch vor nicht vielen Jahren im Grundbuch das „Edelthum“ Tüchern figurirte.

Friedrich war eben der rechte Bruder seiner Schwester Barbara. Und dann begreife ich seine Freigebigkeit gegen die Kirche, welche die Schlüssel zu den Pforten des Himmels in der Hand hat, vollkommen. Besonders die Schenkungen, die er dem Kloster Seiz machte. Mir nämlich scheint der wahre Grund dieser Schenkungen in einer Bulle des Papstes Alexander IV. vom 20. Juni 1255 zu liegen, wodurch er den Karthäusern von Seiz das Recht erteilt, in der Beichte auch in jenen Fällen, wo sonst nur der Papst den Reumüthigen lossprechen kann, Sündenvergebung zu gewähren, wenn die Reise nach Rom nicht thunlich ist. Da liegt's.

Friedrich II. hat keine eigene Geschichte. Bis 1435 ist seine Geschichte die des Vaters, nach diesem Jahre die des Sohnes. Es ist merkwürdig, obwohl nicht ohne Parallele, daß dem energischsten Manne, der aus dem Cillier Hause hervorgegangen, der thatenloseste folgte.

Ebenso merkwürdig, daß dieser dem unruhigsten und ränkesüchtigsten des ganzen Geschlechtes das Dasein gab.

Ulrich war beim Tode des Großvaters Hermann etwa dreißig Jahre alt. Jung, schön, kräftig, sehr ehrgeizig, thatenlustig, nach Lebensgenuß dürstend war er in seinen physischen Eigenschaften dem Vater ähnlich, übertraf ihn aber weit an Thatkraft Ehrgeiz und Schlaueheit. Diese letzteren Eigenschaften hatte er mit dem Großvater gemein, an kluger Berechnung und Vorsicht stand er ihm nach.

Der Stand der Dinge war dem thatendurstigen und ruhmgerigen Cillier günstig. Denn die Kaiserin Barbara war seine Tante, ihre Tochter Elisabeth aber war die Gemahlin Albrechts V. von Oesterreich, des Erben Kaiser Sigismunds. Rasch stürzte sich Ulrich darum in den Strudel der Geschäfte. Im Jahre 1436 vermittelt er zwischen dem kaiserlichen Schwager und den Hussiten, und Sigismund empfängt die böhmische Krone, die ihm seine Treulosigkeit gegen Johannes Hus und seine religiöse Unduldsamkeit verschertzt, die ihm fünf Kreuzzüge in's Hussitenland nicht gewinnen konnten.

Im gleichen Jahre erhebt der Kaiser die Grafen von Cilli in den Reichsfürstenstand und verleiht ihnen das Münz- und Bergredt.

Wenig sind Herzog Friedrich von Steiermark und sein Bruder Albrecht VI. damit zufrieden. Sie halten es als Landesfürsten für einen Eingriff in ihre Rechte, daß ihre Vasallen ohne ihre Einwilligung gefürstet und dadurch reichsunmittelbar gemacht werden. Aus Untergebenen waren Hresgleichen geworden; deshalb entstand eine Fehde zwischen den steirischen Habsburgern und den Cilliern.

Damals kam der böhmische Edelmann Hans Witowec mit drei Pferden nach Cilli. Er hat wohl in den Hussitenkämpfen den Krieg kennen gelernt und sich diese Lehrzeit trefflich zu Nutzen gemacht. Nachdem die Kriege in Böhmen aber nun zu Ende, wanderten die armen hussitischen Edelleute in andere Länder und suchten dort ihr Glück zu machen. So kam Witowec nach Cilli, und Graf Friedrich machte den waffenkundigen Ritter zu seinem Feldhauptmann. Und die Wahl war nicht schlecht, denn Witowec bewährt sich als erfahrener Kriegermann und kühner, verschlagener Führer.

Die Fehde mit den Habsburgern verlief für die Cillier günstig, indem sie die Anerkennung ihres fürstlichen Ranges von Seite der steirischen Herzoge erlangten.

Als im Jahre 1437 Kaiser Sigismund sein nicht sehr rühmliches, aber an Thaten und Ereignissen übervolles Leben schloß, ward sein

Schwiegersohn Albrecht sowohl in Ungarn als in Böhmen, wie auch im deutschen Reiche zum Könige erwählt, und wieder schmückten drei Kronen einen nahen Verwandten der Cillier.

Der Werth dieser Verwandtschaft macht sich alsbald fühlbar. Denn König Albrecht ernennet Ulrich II. zum Statthalter von Böhmen. Freilich dauerte diese Stellung des Grafen nicht lange. Er scheint nämlich beim Könige verleumdet worden zu sein, als suche er in Böhmen die Stände zu gewinnen, um selbst die Krone zu erringen. Er ward vom Statthalterposten nach einem halben Jahre entfernt.

Im Jahre 1439 starb König Albrecht unerwartet in Ungarn auf einem Zuge gegen die Türken, welche ihm Siebenbürgen verwüstet, begriffen. Die Königin-Witwe Elisabeth nun ward von den ungarischen Ständen bestürmt, dem Könige Wladislaw von Polen die Hand zu reichen, denn der Staat bedürfe der Leitung eines Mannes. Da Elisabeth gesegneten Leibes war, so gab sie zwar dem Drängen der Stände nach und willigte ein, daß eine Gesandtschaft nach Polen geschickt werde, um mit dem Jagellonen abzuschließen, erklärte jedoch den Vertrag für null und nichtig, wenn sie einem Knaben das Leben schenken würde. Die ungarische Gesandtschaft reiste nun nach Polen und schloß mit dem fünfzehnjährigen Könige den Ehevertrag ab.

Indessen brachte Elisabeth einen Knaben, Ladislaus den Nachgeborenen, zur Welt und berief sich auf ihren früher kundgegebenen Willen. Die Ungarn jedoch kehrten sich nicht daran. Elisabeth aber hielt mit ehrenhafter und lobenswerther Festigkeit (vom bürgerlichen Standpunkte betrachtet) am Thronrechte des Sohnes ihres verstorbenen Gatten fest und ließ denselben in Stuhlweißenburg krönen.

Eine Kammerfrau hatte das kaum vier Monate alte, schöne Kind, in ein golddurchwirktes Tuch geschlagen, auf den Armen, und Graf Ulrich, der für den Enkel seiner Tante, der Kaiserin Barbara, den Eid auf die Verfassung leistete, hielt die Krone während der kirchlichen Ceremonie über das Köpfchen des Knäbleins. Aber nicht sein guter Genius stand in Ulrich dem Königskinde zur Seite, wie der reisende Jüngling erfahren, doch nicht erkennen sollte.

Bald entspann sich nun ein wüthender Thronstreit zwischen der Partei der Königin und des jungen Ladislaus einerseits, und der großen Mehrzahl der Magyaren, welche den Jagellonen zum Könige koren, auf der andern Seite. Im westlichen Ungarn und in Kroatien hielt Ulrich von Cilli die Sache seines Neffen aufrecht, während der alte Husit Viskra von Brandeis in Oberungarn mit bestem Erfolge gegen den polnischen Anhang kämpfte. Der Papst, welcher

die Kraft des ungarischen Staates für einen Kreuzzug verwenden wollte, suchte zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln, und auch Altgraf Friedrich von Cilli scheint in diesem Sinne thätig gewesen zu sein; es gelang ihm aber nicht. Friedrich hatte sich zum Behufe der Verhandlung selbst nach Ungarn begeben, mußte sich jedoch durch eilige Flucht vor drohender Gefangenschaft retten.

Nicht so gut ist es dem Sohne etwas früher ergangen. Er stand getreu auf Seiten Ladislaus, ward aber bei Raab gefangen, nach Ofen abgeführt, und erst gegen Stellung von vierundzwanzig Geiseln freigegeben.

Indessen war Elisabeth im Jahre 1442 in Preßburg gestorben und das Königskind zu Friedrich von Steiermark, dem deutschen Könige, gebracht worden. Friedrich leitete nicht nur die Erziehung seines Mündels, sondern führte auch die vormundschaftliche Regierung in Oesterreich, während in Böhmen ein Gubernator amtierte und in Ungarn nach König Ladislaus' Heldentod in der Schlacht bei Barna (1444) Johannes Hunyadi als Regent waltete.

Die Cillier standen damals mit König Friedrich auf bestem Fuße. Doch nicht seit langer Zeit. Denn im Jahre 1440 noch finden wir sie auf Seite Albrechts VI., der damals von dem Bruder Landtheilung verlangte. Mit Albrecht

zog Ulrich II. vor Laibach. Die Stadt ward belagert, widerstand aber tapfer, und die Belagerer mußten abziehen. Als Belohnung ihrer Tapferkeit ertheilte ihnen König Friedrich das Recht, ihre Briefe mit rothem Wachs zu siegeln.

Im Ausgleich, den die Cillier mit dem Kaiser abgeschlossen, ward ihr Fürstentitel anerkannt, wogegen sie dem Kaiser und seinen Erben im Falle der Ermangelung männlicher Nachkommenschaft ihr ganzes Fürstenthum verschrieben.

Ulrich weilte jetzt einige Tage am königlichen Hoflager, hoch in Gunst bei Friedrich stehend. Und als damals Pongracz von Holic in Desterreich einfiel und es verwüstete, schlug ihn Ulrich als königlicher Feldhauptmann aus dem Lande und zwang ihn zur Herausgabe der Stadt Holic an König Ladislaus zu Handen Friedrichs. Wie aber der Cillier als Entschädigung für die geleisteten Dienste und aufgewandten Summen Bruck an der Leitha verlangte, zerstrug sich das gute Verhältnis, und beide sind und bleiben von da an Feinde.

Um diese Zeit schickte Graf Friedrich seinen Feldhauptmann Witowec nach Ungarn. Dieser errang bei Samabor in Kroatien einen Sieg gegen ein überlegenes ungarisches Heer. Dafür fiel Johannes Hunyadi mit fünfzehntausend Mann in das Gebiet der Cillier ein, verbrannte

Warasdin, wandte sich dann gegen Steiermark und belagerte Windisch-Feistritz, welches aber Witowec tapfer und erfolgreich vertheidigte. Das war im Jahre 1446. Diesen Verwüstungszug des ungarischen Gubernators vergalt dann Graf Ulrich durch einen ähnlichen nach Kroatien.

Zu welcher Macht das Haus Cilli emporgestiegen war, geht daraus hervor, daß sie in dieser Zeit einen Bischof von Agram einsetzen konnten, nämlich den Agramer Chorherrn Benedict von Zoll, nach dessen Tode Graf Ulrich den Doctor Balthasar zur bischöflichen Würde erhob. Dieser konnte freilich, als Ulrich unter Mörderhänden fiel, das Bisthum nicht behaupten.

Im Jahre 1447 zog Altgraf Friedrich mit hundert Pferden nach Rom, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Gebeffert soll er sich aber nach seiner Rückkehr doch nicht haben. Und als man ihn fragte, wie er nach dieser Pilgerfahrt sein sündiges Leben fortführen könne, soll er geantwortet haben: „Mein Schuster war auch in Rom, macht aber noch immer Stiefel.“

Indessen wuchs die Sehnsucht der Desterreicher, Ungarn und Böhmen nach dem Regimente ihres jungen Königs. Die Desterreicher waren der schwachen und doch ziemlich willkürlichen Regierung König Friedrichs satt, der böhmische und ungarische Adel aber wollte sich nicht von einem Standesgenossen beherrschen lassen. Die Cillier

schürten. Denn ihnen vor allen mußte der Regierungswechsel zu gute kommen; war doch Ladislaus ihr naher Verwandter. Darum schlossen sie sich mit Eifer dem österreichischen Ständebunde an, um den König zur Herausgabe seines Mündels zu zwingen.

König Friedrich war ein Mann von passivem Muth. Niemals gieng er einer Gefahr kühn entgegen, sondern suchte, so lange es möglich war, stets derselben auszuweichen. Vor jeder Entscheidung bebte er zurück. Freilich in jenen Momenten, wo er der Gefahr nicht entrinnen konnte, sah er ihr kalt und gefaßt in's Auge.

Seiner Natur entsprechend, gab er daher dem Drängen der österreichischen Stände nicht nach, sondern gieng aus seinen Landen fort zur Kaiserkrönung nach Rom und nahm Ladislaus mit. Die Gesandten der Cillier, die ihn auf dem Römerzuge in St. Veit trafen, erhielten in der gleichen Frage einen abschlägigen Bescheid. Da suchten Friedrichs Gegner den jungen König seinem Vormunde zu entführen, und da dies nicht gelang, klagten sie beim Papste über den Kaiser, der damals schon auf dem Rückwege begriffen war, um den Papst zu bewegen, seinen Einfluß für Ladislaus' Freilassung geltend zu machen. Erfolglos. Nun belagerten die Oesterreicher in Gemeinschaft mit Ulrich von Cilli den Kaiser in Wiener-Neustadt.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir wieder etwas vom Grafen Friedrich. Er bezwang nämlich die Schlösser Rabensperg und Lemberg in der Nähe von Cilli, welche zwei Anhängern des Kaisers gehörten, und zerstörte sie, da sie ihm „zu nahe gelegen waren.“ Aus dem gleichen triftigen Grunde hatte er etwa zehn Jahre früher Anderburg und Helffenberg zerstört, „denn er wollte nicht, daß man ihm in die Schüssel sehen könnte.“ So begründete er diese Thaten; wenigstens sagt dies die Cillier Chronik.

Die Belagerer von Wiener-Neustadt hatten mittlerweile mit Erfolg gearbeitet und den Kaiser gezwungen, ihnen ihren König auszuliefern. Von Ulrich von Cilli geleitet, zog dieser nach Wien. Und nun begann ein heiteres Leben in der Hofburg. Alles beugte sich vor dem zwölfjährigen Könige. Bisher von einem sparsamen und vielleicht nicht ganz selbstlosen Vormunde in strenger Zucht gehalten, thaten ihm Schmeicheleien und Huldigungen jetzt doppelt wohl. In vollen Zügen genoß der schöne, talentvolle Knabe ein freies üppiges Leben. Sein Großonkel Ulrich stand ihm mit seiner reichen Erfahrung als einflußreicher Mentor zur Seite. Jetzt schien diesem Mephisto die rechte Zeit gekommen.

Ulrich war damals noch immer, obwohl bereits fünfzig Jahre alt, ein stattlicher, kräftiger Mann. Schlank und hager war seine hohe

Gestalt, die Brust gewölbt, das Gesicht bleich, die großen Augen blutunterlaufen, seine Stimme klang rauh und gebieterisch. Er besaß einen durchdringenden Verstand und eine unermüdlche Arbeitskraft, noch unermüdlcher aber war er in den Freuden der Wollust.

Seine Gemahlin Katharina, eine sittsame, tugendhafte Frau, war die Tochter des Georg Brankowic, des Fürsten von Serbien. Mara, die andere Tochter des serbischen Despoten, eine außerordentlich schöne Frau, war die Lieblingsgattin des milden, gerechten und weisen Sultans Murad II., und so war denn das Cillier Haus sogar mit dem Padischah der Osmanen, dem gewaltigsten Herrscher jener Tage verschwägert. Freilich Murad weilte damals nicht mehr unter den Lebenden. Doch auch sein Sohn Mohamed II. erinnerte sich wohlwollend der fernen Verwandten, die ihm sein Vater noch auf dem Todtenbette empfohlen haben soll. Darum schickte er bald nach seiner Thronbesteigung freundliche Botschaft nach Cilli. Hatte diese Verschwägerung mit dem Großtürken auch keine greifbaren Folgen, so besaß sie doch den Reiz des Ungewöhnlichen und Seltsamen und war geeignet, den Nimbus des Geheimnisvollen um das Haupt der Cillier zu weben.

Graf Ulrich war also der allmächtige Rathgeber und Freund seines jungen Königs.

Er leitete auch seine Hofhaltung, er bestimmte die Tagesordnung. Willig fügte sich der Königs-
knabe in das neue prunkvolle Leben.

Die Tagesordnung, wie sie der Cillier festsetzte, gibt zu denken. Morgens nach dem Aufstehen werden dem Könige eingesottene Rüsse und alte griechische Weine vorgesetzt. Dann geht er in die Messe. Nach derselben erhält er gebratene Vögel, Gebackenes und inländische Weine. Zu Mittag werden ihm wenigstens zwölf Gerichte geboten und die stärksten österreichischen Weine. Poffenreißer, Citherspieler, Tänzerinnen sorgen für eine passende Unterhaltung. Dann hält der König ein Mittagsschläfchen. Erwacht erhält er einen erfrischenden Trunk Wein. So gestärkt geht er in die Rathsver-
sammlung, oder macht, von seinem Oheim geleitet, Visite bei schönen Frauen und Fräulein. Hierauf folgt ein langes Abendessen. Zum Schlusse gibt es Obst und Wein. — Und Ladislaus war zwölf Jahre alt! — Welche Pläne verfolgte der gewissenlose Cillier, oder wollte er sich dem Könige bloß unentbehrlich machen?

Doch Graf Ulrich hatte Neider, unter denen der Streber Ulrich Eizinger der bedeutendste war. Dieser zwang Ladislaus förmlich, seinen Oheim vom Hofe zu verbannen. Aber nicht lange währte das Exil, denn der König konnte ihn nicht entbehren. Er wird wieder zu Hofe

geladen, nachdem Sizinger in Ungnade gefallen. Mit tausend Pferden erscheint der Graf vor Wien und wird vom Könige mit seinem ganzen Hofstaate feierlich eingeholt. Triumphierend zieht er in die Residenz ein. Von da an sehen wir ihn stets in der Umgebung des rasch heranreisenden Königs. Ladislaus begibt sich nach Ofen, Ulrich begleitet ihn; der König kehrt nach Wien zurück, Ulrich ist in seinem Gefolge. Er ist der mächtigste Mann in Oesterreich, Ungarn und Böhmen.

Um diese Zeit (1454) starb Graf Friedrich II. und ward in dem Minoritenkloster in Cilli begraben, welches er bei Lebzeiten mit reichen Geschenken bedacht hatte. Ein Jahr vor seinem Hinscheiden hatte er den Dominikanerconvent Neukloster bei Heiligenstein gegründet und freigebig dotirt. Gar eigen mythet uns der Eingang des Stiftungsbriefes an: „Wir Friedrich, von Gottes Gnaden Fürst und Graf von Cilli, bekennen, in unserem Gemütthe ernstlich und mit großem Seufzen betrachtet zu haben, daß alle irdischen Dinge vergänglich sind, und daß der Mensch von seinem Hab und Gut, das von Gott kommt und ihm zu Lehen ist, nichts hat, als was er davon Gutes in Gott gethan. Also haben wir unter göttlicher Eingebung und Beschüzung von unserem Eigengute von Grund aus neu aufgebaut, gestiftet und gewidmet ein Kloster des Predigers-Ordens, dessen die Mutter der Barmherzigkeit

Anfang und Stifterin ist.“ Gerne gebe ich mich dem Glauben hin, daß der Greis beim Dictieren dieser Worte sein ganzes Leben an seinem inneren Auge vorüberziehen sieht, und die Verirrungen seiner jüngeren Tage, wie die lasterhaften Thaten des Alters von ganzem Herzen bereut.

Seine Schwester, die Kaiserin Barbara, war ihm drei Jahre im Tode vorausgegangen, nachdem sie ihre letzten Lebensjahre als unverbesserliche Sünderin in Melnik zugebracht. Im Dome zu Prag ward sie begraben.

Das Haus war dem Erlöschen nahe, denn Ulrichs Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, waren vor den Jahren der Reise gestorben. Aber rasch und gewaltsam kam der Sturz. Nicht wie ein irdisches Flämmchen aus Mangel an Nahrung allmählig, sondern meteorgleich plötzlich sollte das Cillier Haus untergehen.

Während Ulrich von Cilli ein vielbeneidetes, glänzendes Leben bei Hofe führte, wahrte der Ungarheld Johannes Hunyadi mit seinem Arme die Grenze des Reiches gegen die Türken. Eben hatte er dem Sultan selbst eine große Niederlage bei Belgrad beigebracht, und diese Stadt dem ungarischen Reiche und dem Christenthume gerettet, da raffte ihn die Lagerseuche hinweg. Sein Sohn Ladislaus ward Festungscommandant in Belgrad.

Zwischen dem Hause Hunyadi aber und den Cilliern bestand eine alte Rivalität, die durch Ulrichs Macht nicht gemindert, eher verdichtet ward zu tödtlicher Feindschaft, da der Sohn des großen Corvinus den Haß in seiner Brust bergen mußte, denn Ulrich war der Oheim des Königs. Die Spannung zwischen beiden ward unheimlich, schlimme Rathgeber und gute Ungarn schürten die Erbitterung Ladislaus Hunyadis.

Da erfuhr man, der König ziehe mit Ulrich an der Spitze eines Kreuzheeres gegen die Türken heran. In Futak erschien der Corvine beim Könige und huldigte ihm. Dieser brachte eine scheinbare Ausöhnung zwischen den beiden Gegnern zu Stande. Sie schwuren sich Bruderschaft auf das Evangelium zu, und nahmen beide das Sacrament darauf. Ein Beweis, wie wenig einer dem andern traute und zu trauen Ursache hatte.

Ladislaus Hunyadi begab sich dann nach Belgrad, der König und sein Oheim folgten. Vielleicht ward ersterer um den Besitz Belgrads besorgt, vielleicht währte er sogar sein Leben gefährdet, — gewiß ist, er und seine Umgebung beschloßen den Tod des mächtigen Grafen von Cilli. Der Mord muß den Magyaren als nationalpatriotische That erschienen sein, denn alle Ungarn vertheidigen ihn und stellen Ulrich

als den Schuldigen hin. Und als der Wardeiner Bischof Johann Bitez um seine Meinung gefragt wurde, sagte er, sein heiliges Amt verbiete es ihm, zum Morde zu rathen, sei er aber einmal geschehen, so könne er den Thäter darob nicht tadeln. Das ist doch klar gesprochen.

Ulrich soll mißtrauisch gewesen sein — nun, Grund hatte er dazu — und darum die Festung Belgrad haben auskundschaften lassen. Sein Diener jedoch war ein Verräther und ließ sich von Hunyadi gewinnen. Zerstreute dann die Besorgnisse Ulrichs durch seinen Bericht, indem er erklärte, daß Belgrad ohne Truppen sei. Waren aber fünfzehnhundert Mann darin, dem Corvinen treu ergeben.

Als der König und Graf Ulrich vor Belgrad anlangten, wurde ihnen und ihrem nächsten Gefolge wohl die Festung geöffnet, kaum sie aber darin waren, das Thor geschlossen und niemand weiter eingelassen. Da mag wohl eine Ahnung von Verrath in des Cilliers Seele aufgedämmert sein, allein zu spät. Als der König eines Morgens mit seinem Oheim in der Schloßkapelle die Messe hörte, ward letzterer zu einer Rathsßizung geladen. Die Rathsßtube war mit den magyarischen Feinden des einflußreichen deutschen Grafen erfüllt. Ulrich wurde von Hunyadi mit Vorwürfen empfangen, als ob er ihm Belgrad entreißen wolle und ihm

nach dem Leben trachte. So entstand ein scharfer Wortwechsel, dem die Ermordung Ulrichs ein Ende machte. Aber nicht eine That plötzlicher Aufwallung, nicht eine Folge erbitterten Streites war diese That, sondern vorbedachter, wohlgeplanter kühler Mord. — So erlosch das gräfliche Haus Cilli. König Ladislaus ließ den Mörder in Ofen hinrichten.

Der Leichnam Ulrichs ward nach Cilli gebracht und im Minoritenkloster bestattet. In der Mitte der Kirche erhob sich eine mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Bahre, viel Kerzen brannten um dieselbe. Zwölf Arme im schwarzen Trauergewande standen um den Sarkophag, die brennende Kerze in der Hand. Vor der Bahre war ein Altar errichtet, an diesem wurde das Todtenamt gesungen. Beim Offertorium legte die Witwe des letzten Cilliers ihr Opfer auf den Altar und nach ihr viele Ritter und Edelknechte. Vier Banner, nämlich die von Cilli, Ortenburg, Sanneck und Seger (Zagorien), dann ein schwarzes Trauerfähuchen wurden mit fünf Schilden und ebenso vielen vergoldeten Helmen von Rittern zur Bahre getragen, dann auf dem Altare geopfert. Hierauf kam ein Mann ganz geharnischt und hinter ihm zwölf Knappen, schwarz gekleidet, auf zwölf Rossen mit kostbarem Geschirr und in schwarzes Tuch gehüllt. Sie ritten zur Bahre und zum Altar und opferten die Pferde.

Der Mann in Eisen aber legte sich auf den Boden und ein anderer erhob über ihm den Ruf: „Heut' Grafen von Cilli und nimmermehr!“ Und rief dies dreimal. Dann zerbrach er das Banner der Cillier in Stücke. Da erhob sich in der Kirche von Frauen und Männern gewaltiges Klagen und Weinen.

So berichtet als Augenzeuge der Verfasser des älteren Theiles der Chronik der Grafen von Cilli. —

Jetzt, wo ich dies schreibe, schaut die Zännerabendsonne zum Fenster herein. Schnee liegt im Thale, Schnee auf den Gehängen des Cillier Schloßberges. Entlaubte Buchen und Eichen hüllen den steilen Abhang mit durchsichtigem Kleide. Ueber diesen erhebt sich der schroffe Fels mit der alten Ruine. Zur Linken der viereckige Friedrichsthurm, seine westliche Mauer beleuchtet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Mit fünf Zinnen ragt er zum blauen Himmel auf. Zur Rechten, etwas höher die zerfallenden Mauern des alten Schlosses. In scharfem Umrisse zeichnen sich die zerrissenen Contouren am Firmamente. Zwei Fensterlücken schauen unbestimmt und glanzlos in's Thal, erloschenen Augen vergleichbar.

An heiteren Sommertagen habe ich gar manchnal das Schloß besucht und den grauen Eidechsen zugeseht, wie sie von Steinkluft zu Steinkluft huschten, oder den Sperbern und Thurnfalken, die in der Luft schwebend nach

Beute spähten. Und doch ist's nicht unheimlich in den zerbröckelnden Mauern. Die Grasmücke singt im Gebüsch, mannigfaltige Blumen wachsen auf dem Schutt und baumdicker Ephen überrankt mit zahlreichen Zweigen die grauen Wände und kleidet sie in ewiges Grün. Unzählige Wurzelfasern bohren sich in das kahle Gestein und sprengen dasselbe in stiller Arbeit geschichtslos an den historischen Mauern vorüberfließender, geschichtsreicher Jahrhunderte. Derselbe Ephen jedoch, der die mächtigen Mauern zerrissen, hält die geborstenen Trümmer zusammen. So erwächst aus der todten Geschichte die lebendige Sage und sprengt dieselbe. Aber sie hält auch die zerrissenen Stücke zusammen und hüllt ihren stillen Ernst in ewig junges heiteres Leben. — —

Die glänzendste Zeit für den Namen Cilli, den das Haus Sannek zu so vollem Klange gebracht, war vorüber. Doch nicht in der Stadt lag die Fülle der Macht des großen Hauses, sondern der Sitz der Geschichte war die gewaltige Burg Ober-Cilli, wiewgleich die Grafen auch zeitweilig in ihrer Burg in dem Städtchen wohnten. Dieses war sehr klein, kleiner als heute. Bis zum Jahre 1450 war es nur mit Pfahlwerk und einem Graben umgeben. Und neunzig Jahre nach dem Aussterben seiner Grafen zählte die Pfarrkirche nur fünfhundertfünfundvierzig Kommunikanten.

Im Jahre 1450 wurde der Bau der Stadtmauer begonnen, in dreiundzwanzig Jahren war sie vollendet. Sechs mächtige Rundthürme, wovon heute noch vier stehen, erhoben sich über das Rechteck der Ringmauer. Drei starke Thore vermittelten den Verkehr mit der Außenwelt. Während des Baues der Stadtmauer, welche Last auf die Bürger fiel, waren diese von der übrigen Robotleistung befreit. — Die Umwallung war zur Nothwendigkeit geworden, seitdem unter Mohamed II. die ganze Balkanhalbinsel türkisch geworden und die wilden Asiaten ihre Verwüstungs- und Plünderungszüge in die österreichischen Alpenländer begannen. Ich glaube übrigens, daß die zwei letzten Grafen von Cilli, unter denen die Befestigung der Stadt begonnen ward, bei ihren guten Beziehungen zum Türken mehr an den Kaiser dachten, als an den ihnen verschwägerten Sultan. Das schlechte Verhältnis zum Kaiser und die permanenten Fehden mit ihm dürften die Hauptursache sein, weshalb Graf Friedrich im hohen Alter noch ein so bedeutendes Werk begann, dessen Zustandekommen er nicht mehr zu erleben hoffen durfte. Dreiundzwanzig Jahre hat der Aufbau der Stadtmauer gedauert.

Kaum lag Ulrich II. in der Gruft bei den Minoriten, so erhob sich alsbald ein wüthender Streit um die Erbschaft: dreiundsiebzig Schlösser und Herrschaften, größtentheils in Kärnten,

Krain, Steiermark, Ungarn und Kroatien gelegen. Nicht weniger als vierundzwanzig Bewerber sollen Ansprüche an sie erhoben haben. Da waren vor allen die Habsburger, der Kaiser und sein Bruder Albrecht, dann Ladislaus Posthumus und Sigismund von Tirol. Dann kamen die Grafen von Modruz-Beglia, der von Görz und die verwitwete Herzogin von Teschen-Glogau, Graf Hermanns III. Tochter Margaretha. Und dann war noch die Witwe Ulrichs II., die serbische Fürstentochter. Die Schwächeren kamen mit ihren Ansprüchen natürlich nicht in Betracht.

Die Vasallen und Beamten des Hauses faßten zuerst den Beschluß, treu zu ihrer Gräfin zu stehen. Der Kaiser aber gewann die meisten von ihnen durch Geld und Verschreibungen, insonderheit den mächtigen, schlauen, selbstfüchtigen und undankbaren Witowec, dem er das Schloß Sternberg bei Villach übergab. So wurden ihm denn fast alle Herrschaften in den deutschen Landen ausgeliefert und nur fünf (Sanneck, Osterreich, Altenburg, Forchteneck und Radmannsdorf) blieben der Gräfin treu und erklärten sich erst dann ergeben zu wollen, wenn die Herrin es befehle.

Indessen ließ Ladislaus Posthumus den Mörder seines Oheims hinrichten und setzte dessen Bruder Mathias gefangen. Das machte

Witowec bedenklich. Er bedachte nämlich, daß jene Güter, die ihm die Cillier geschenkt, besonders Schloß Greben, im Königreiche Ungarn lagen. Für diese hegte er vor König Ladislaus schwere Besorgnis. Deshalb schlug die Gesinnung des Böhmen plötzlich um. Ja der kocke Mann wollte den Kaiser, der damals in der Erbsangelegenheit eben in Cilli weilte, sogar gefangen nehmen. Mit knapper Noth rettete sich Friedrich noch rechtzeitig in die Burg Ober-Cilli, wo ihn nun Witowec durch acht Tage belagerte. Freilich vergebens. Denn der Kaiser hatte bereits die Stände von Steiermark, Kärnten und Krain zu Hilfe gerufen. Darum zog Witowec ab. Aber mit großer Beute, denn ihm waren bei seinem Handstriche auf Cilli des Kaisers Kanzler und viele Herren von Friedrichs Gefolge in die Hand gefallen, ebenso viel Gold, Silber und Rüstungen. Zuvor aber hatte er den fürstlichen Hof, wo die Grafen wohnten, wenn sie in Cilli waren, zerstört.

Der Kaiser blieb erst einige Tage in Cilli und zog dann über Laibach, wo er die Landschaft gegen Ulrichs Witwe und den Witowec aufbot, nach Kärnten, forderte hier gleichfalls die Stände zur Hilfeleistung auf und weilte einige Zeit in Villach. In dieser Fehde litt besonders Bischoflak, welche freisingische Stadt von Witowec verbrannt ward, während der

Kaiser Sternberg zerstörte, und Radmannsdorf, welches zweimal von den Kaiserlichen genommen werden mußte. Nach des Königs Ladislaus Tod im Jahre 1457 nahm diese verheerende Fehde ein Ende. Witowec hatte jetzt nichts mehr für seine ungarischen Güter zu fürchten und näherte sich darum dem Kaiser. Und Friedrich, der wegen permanenten Geldmangels in seiner ganzen dreiundfünfzigjährigen Regierung nie einen energischen Schlag thun konnte, kam diese Annäherung sehr gelegen. Er brauchte den kriegstüchtigen Condottiere zudem gegen Graf Hans von Görz, welcher ja gleichfalls die Cillier Verlassenschaft beanspruchte. Deshalb gab er ihm die Stadt Trienz in Tirol und machte ihn zum Grafen von Zagorien. — Wie tief war das Kaiserthum seit den Tagen der Hohenstaufen von seiner idealen Höhe herabgesunken!

Katharina von Serbien erhielt von den Gütern ihres Gatten fast nichts. Die ungarischen Herrschaften kaufte ihr Witowec ab, die deutschen hatte der Kaiser in Besitz genommen. Nur Gurkfeld, welches ihr der Kaiser auf Lebenszeit verlieh, blieb ihr. Sie begab sich zuerst nach dem Tode ihres Gemahls nach Kroatien, dann nach Gurkfeld, dann nach Ragusa. Von da übersiedelte sie nach Macedonien, wo sie ihre letzten Jahre in der Beste Jezowa am Strymon verbrachte. Dort traf sie in einem

Nonnenkloster ihre Schwester, die verwitwete Sultanin Mara, welche sie seit den Tagen der ersten Jugend nicht mehr gesehen hatte.

Gar manche Schicksale hatte die schöne Maria, die Helena der Serben, wie sie von einem Geschichtsschreiber genannt wird, indessen erlebt. Ueber sechsundzwanzig Jahre war sie die Lieblingsfrau Murads II., dessen Sohn Mohamed sie nach dem Tode des Vaters in ehrenvoller Weise zu ihren Eltern entließ. Trotzdem sie nun schon gegen fünfzig Jahre alt war, galt sie noch immer für eine Schönheit, so daß der letzte Paläologe, zugleich der letzte Nachfolger auf dem Throne Constantins des Großen, um die Sultanswitwe freite. Diese aber hatte ihre Seele den irdischen Dingen abgewandt und weigerte sich, den Thron des griechischen Kaisers zu theilen. Und sie hat weise gehandelt. Denn gleich darauf (1453) ward Konstantinopel von den Türken erobert, und Constantin XII. fiel nicht unwürdig des Titels eines römischen Kaisers als tapferer Krieger bei der Vertheidigung eines niederträchtigen Volkes. Die Sultanin Maria begab sich nach dem Falle der Kaiserstadt zu Mohamed II. und dann nach Fezowa, wohin sich wenige Jahre später auch ihre Schwester, die Witwe des letzten Cilliers zurückzog. Und man mag sich das lange getrennte Schwesternpaar vor-

stellen, in abendlicher Kühle lustwandelnd in Rosengärten zwischen immergrünem Lorber und Myrten und blühendem Oleander, während ein leises Rüstchen in den Zweigen hoher Cypressen flüstert, und eine stille, schöne Natur süße Ruhe und milde Träume in das Gemüth der Hartgeprüften träufelt. —

Dreizehn Jahre nach dem Aussterben des Hauses Cilli konnten die Bürger der Stadt die gefürchteten Türken zum ersten Male mit eigenen Augen sehen. Die grausamen Christenfeinde kamen von Möttling herauf, verbrannten das Land ringsum, mordeten Greise, Weiber und Kinder, und führten die Männer als Gefangene fort.

Zwei Jahre später drangen sie, wie der kärntnerische Pfarrer Unrest als Zeitgenosse berichtet, zum zweiten Male bis Cilli vor. Und wieder nach zwei Jahren hatten die Cillier ein imposantes Schauspiel, aber von zweifelhafter Annehmlichkeit. Anfangs October nämlich kamen die Türken von einem Einfalle in Kärnten zurück. Mit achttausend Gefangenen nahmen sie ihren Weg über Wöllan an Cilli vorbei. Der Zug dauerte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, und hatten die Türken ununterbrochen kleine Gefechte mit den christlichen Truppen in der unmittelbaren Nähe der nun zum Glück bereits genügend befestigten Stadt zu bestehen.

Im Jahre 1476 genossen die Bürger einen ähnlichen Anblick. Und 1492 trieb Graf Herberstein die Moslimen von Cilli zurück und brachte ihnen eine Niederlage bei. Und als nach der Belagerung Wiens (1529) eine Streifschar der Osmanen den Rückweg über Cilli nahm, wurde sie ebenfalls geschlagen und zwar von Wilhelm von Herberstein.

Für diese Verwüstungszüge nahm der Stadtpfarrer Andreas Graf in den Jahren 1687, 1690 und 1697 eine späte, aber raffinierte Rache, indem er in den genannten Jahren zusammen vier Türken und vier Türkinnen die Taufe ertheilte. Dieses Ereignis muß übrigens in jenen Jahren das größte Aufsehen gemacht haben, denn wir finden unter den Namen der Paten auch die Grafen Thurn und eine Gräfin von Schrottenbach im Taufbuche verzeichnet.

Cilli war mittlerweile eine stille Landstadt geworden, und die großen Zeitereignisse warfen nur schwache Wellen an seine Ringmauern.

Im Jahre 1515 erhoben sich in Krain die Bauern gegen ihre Herren, und der Aufstand pflanzte sich auch nach Kärnten und Steiermark fort, in welchem letzterem Lande er nordwärts bis Gleisdorf im Raabthale reichte. Er umfaßte also zumeist slovenischen Boden. Die untersteirischen und krainerischen Bauern versammelten sich bei Gonobitz und hielten auf freiem Felde

einen Tabor ab. Da beschloffen sie auch eine Bittschrift an den Kaiser, welche in deutscher Sprache abgefaßt ihre Beschwerden in zwölf Artikel zusammenfaßte.

1. Müßten sie manches Jahr zweimal, auch dreimal Steuern zahlen, und glaubten sie, daß nicht der Kaiser diese Abgaben angeordnet habe, und daß selbe auch nicht in die kaiserliche Kammer geflossen seien.

2. Würden sie durch neue Roboten geplagt und müßten den Herrschaften alle Feld-, Wein- garten- und Waldarbeiten richten und Gräben ziehen, sowie vieles andere thun. Ja sie würden oft während der Mahlzeit zur Arbeit gejagt, so daß ihnen nicht einmal Zeit zum Essen bleibe.

3. Wenn ein Bauer sterbe, würde von der Herrschaft das Vieh und Getreide, das Fleisch und alles, was sie finde, weggenommen, so daß die Hufen zu Grunde gehen müßten.

4. Die Herrschaft nehme oft zwei bis drei Gulden Gerichtsporteln, lasse aber eingefangene Diebe und Zauberer für Geld, Wein und Vieh zur Plage des Landmannes wieder frei.

5. Die Abgabe von Wein und Getreide sei unbillig erhöht worden und zwar besonders durch die neue Art der Erhebung. Anstatt nämlich Weinmost von der Presse zu nehmen, verlange die Herrschaft lauterer Wein, indem sie ihn erst zu Martini abfordere. Es würden

ferner durch die Pfleger und deren Knechte, auch durch Priester solche Zehnten erhoben, die früher nie gewesen seien.

6. Hätten die Herrschaften in vielen Dörfern und bei einigen Kirchen neue Mauthen errichtet.

7. Hätten sie ungewöhnliche Strafen eingeführt.

8. Die kaiserlichen Amtleute und Pfleger hätten schlechtes, schwarzes Geld unter das Volk gebracht.

9. Die Kopfsteuer sei von zwei Pfennigen auf zwei Kreuzer, also um das doppelte erhöht worden.

10. Die Bauern dürften nicht fischen und Krebsse fangen, was doch bisher erlaubt gewesen sei. Wenn es aber einer thue, so werde er in's Gefängnis gesteckt und müsse Strafe zahlen. Die Herrschaft aber fische und Krebsse, indem sie das Wasser ableite, wodurch die Fischwässer verödet würden.

11. Der Bauernbund bitte um freie Holzung und Weide im Walde.

12. Erhielten die Bauern von den herrschaftlichen Gerichten keine Antwort und Erledigung bei Klagen und Rechtshändeln.

Um Abhilfe dieser Beschwerden also baten sie den Kaiser. Indessen breitete sich der Bund aus. Keine Drohung wurde gegenüber Furchtsamen und Friedliebenden gespart, um sie zur

Theilnahme an dem gefährlichen Beginnen zu bewegen. Wer nämlich dem Bunde nicht beitritt, der soll aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen sein. Und löscht ihm das Feuer aus, so soll ihm niemand eines geben; der Priester soll seine Kinder nicht taufen und soll ihm, wenn er stirbt, das kirchliche Begräbnis weigern. Dem Pfarrer, der nicht zu ihnen steht, soll keinerlei Abgabe mehr entrichtet werden.

Doch schon im Juli und August wurde dieser Aufstand niedergeschlagen. Zuerst ward er in Kärnten, dann in Steiermark, zuletzt in Krain bezwungen. In Steiermark lieferte Georg von Herberstein den Bauern bei Gleisdorf und Saldenhofen siegreiche Treffen, und brachte ihnen schließlich bei Cilli im Anfange des Juli eine entscheidende Niederlage bei. Zweitausend Bauern fielen in der Schlacht. Damit war die Empörung in Steiermark zu Ende. In Cilli bekam dann der Henker zu thun. Denn an den Bauern sollte ein Exempel statuiert werden. Darum Henken, Köpfen, Spießen!

Mit Bedauern nur können wir an das Loos der erst zur Verzweiflung gebrachten, dann von gewissenlosen Hezern irreführten Bauern denken, besonders wenn man erwägt, daß der Kampf in die Erntezeit fiel.

Dafür suchte man die Landleute an Abstinenz zu gewöhnen. So erschien im Jahre 1524

eine landesfürstliche Verordnung, welche ihnen anzeigte, daß hinfort nur den wohlhabendsten gestattet sei, bei Hochzeiten zum höchsten an drei Tischen anzurichten und zwar nicht mehr als vier Gerichte. Wer diese Vorschrift übertritt, zahlt fünf Pfund Pfennige.

Im Jahre 1517 am Vorabende vor Allerheiligen schlug Martin Luther die fünfundneunzig Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg. Seine Hammerschläge dröhnten durch die ganze germanische Welt und fanden sogar in der fernen Sprachinsel Cilli schwachen Widerhall. Denn die Slovenen verhielten sich im Allgemeinen ablehnend der Reformation gegenüber. Der Slave ist nämlich ganz anders geartet als der Germane. Während jeder Germane eine eigene, scharf ausgeprägte Individualität darstellt, hat der Charakter der Slaven etwas Typisches. Darum hartnäckiges und rücksichtsloses Festhalten an seiner eigenen Meinung und demzufolge häufige Zersplitterung beim Deutschen; darum beim Slaven Achtung der Autorität und deshalb Einmüthigkeit. Der Germane besitzt deshalb mehr doctrinäre Principientreue, der Slave ein weit lebhafteres Nationalgefühl. Dieser gleicht hierin, wie in so Manchem dem Romanen. Und so finden wir denn die interessante, aber erklärliche Thatsache, daß die Germanen sich um so rücksichtsloser der Reformation anschließen, d. h. um so energischer dem

Papste Opposition machen und um so vollständiger die alte Kirche verlassen, je reiner und unvermischter ihr Blut ist. Ebenso sehen wir bei den Romanen die schärfste Opposition gegen die Kirche und das Papstthum dort, wo die größte Vermischung mit deutschem Blute stattgefunden hat. Von den Slaven jedoch blieben alle Völker, die bisher dem Papste anhiengen, auch ferner der Kirche treu. So die Slovenen.

Durch die slovenische Umgebung aber war Cilli isoliert, und sein Contact mit den Deutschen daher nur ein schwacher. Doch weisen einige Spuren darauf hin, daß die Keime der Reformation auch im Santhale Wurzel geschlagen. So wandte sich der Prior von Seiz Petrus der evangelischen Lehre zu, und verließ im Jahre 1527 das Kloster und die alte Kirche. Die Commission aber, welche Erzherzog Ferdinand das Jahr darauf zur Untersuchung der Kezerei nach Cilli sandte, fand nur, daß einzelne Geistliche und Laien vom Luthertume angesteckt seien, und daß einige Adelige abtrünnige Mönche als Prediger hielten. Außerdem constatirte sie noch die betrübliche Thatsache, daß einige Bürger an Fasttagen Fleisch aßen.

Doch bald nach dem Jahre 1528 — genau läßt sich die Zeit nicht bestimmen — wird Primus Trubar, Beneficiatpriester an der Maximilianskirche, „einer der eifrigsten Verbreiter

der lutherischen Häresie unter den Slovenen,“ deshalb gezwungen, Steiermark zu verlassen.

Das sechzehnte Jahrhundert brachte der Stadt eine Reihe großer Unglücksfälle. Schon im Jahre 1502 war die ganze Stadt abgebrannt. 1534 brannte sie ebenfalls nieder. Acht Jahre darauf kamen große Heuschreckenschwärme und fraßen Aecker und Wiesen kahl. Hierauf folgte die Pest. Das Jahr 1550 brachte eine große Ueberschwemmung. Die Sann vernichtete die Feldfrüchte und riß alle Brücken im Thale weg. Die Folge der Ueberschwemmung war eine Hungersnoth. Und auch im Jahre 1576 war eine so große Theuerung, daß der Scheffel Weizen über drei Gulden kostete.

Im Jahre 1573 nahmen die Slovenen der Steiermark an einem Bauernaufstande in Kroatien und Krain theil. Die Bauern forderten einander durch Uebersendung einer Hahnfeder zur Bethheiligung auf, und trugen einen Zweig Wintergrün am Hute als Abzeichen. Der Aufstand wurde bald unterdrückt.

Inzwischen war die Saat der Reformation geräuschlos angewachsen. Im Jahre 1576 schicken die größtentheils protestantischen Stände einen Prediger nach Cilli. Doch schon das Jahr darauf beschwert er sich, daß er von einigen Privatpersonen „perturbirt“ werde. Später kam

noch ein zweiter Pastor hinzu. Gegen Ende der Achtziger Jahre wurde trotz wiederholter Verbote des Landesfürsten die protestantische Kirche zu Scharfeneau bei Cilli fertig gebaut und eröffnet. So nahm der Protestantismus auch in Cilli ungehinderten Fortgang. Doch nur sehr kurze Zeit.

Im Jahre 1590 starb Erzherzog Karl. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II., der von Jesuiten erzogen war. Das Zeitalter der Toleranz wurde nun durch die Gegenreformation abgelöst. Schon im Jahre 1593 zeigte sich, daß in hohen Regionen ein scharfer katholischer Wind wehe. Da nämlich setzte der Bischof von Seckau Martin Brenner als landesfürstlicher Commissär in Cilli einen katholischen Magistrat ein. Wenige Wochen nachher kam der Patriarch Francesco Barbaro auf einer in päpstlichem Auftrage unternommenen Visitationsreise nach Cilli. Er erzählt in seinem Berichte, daß noch viele Denkmale in der Stadt an die Zeit des römischen Alterthums erinnerten. Bei seiner Ankunft empfing ihn der gesammte Stadtrath und gelobte dem apostolischen Stuhle Ergebenheit und Gehorsam. Nur baten die Stadtväter, daß ihnen der früher erlaubte, dann aber verbotene Kelch „zu ihrem Troste“ fernerhin gestattet werde. Doch als der Patriarch sie belehrte, daß die Kirche seit den Apostelzeiten die Communion nur unter der einen Gestalt des Brodes gereicht

habe, und daß sie von dieser Uebung nicht abgehen könne, fügten sie sich auch so und gelobten Treue. — Das Minoritenkloster in Cilli fand der Visitator im traurigsten Zustande. Die Geistlichen lebten ohne die Klosterregel oder irgend eine Form mönchischen Lebens zu beobachten. Die Kirche „von edelster Structur“ benützten sie mit Ausnahme der Hauptkapelle als Victualien-Magazin. Das ganze Gotteshaus mit den Heiligenbildern, Altären und Grabmalen war mit tausendfältigem Schmutz und Unflath bedeckt. Der Patriarch ließ die Kirche reinigen, tadelte dann die Mönche und bedrohte sie mit schwerer Strafe, falls sie nochmals in solche Unordnung gerathen sollten.

Auch bei den Dominikanern in Neukloster konnte es Francesco Barbaro nicht gefallen. Das Kloster fand er von den Mönchen und den Dienstleuten wie eine Festung bewacht, wegen der Türken, welche es bereits einmal verheert und geplündert hatten. Dabei hatten sie durch einige Tage die Kirche als Pferdestall benützt und das Sakrament mit Füßen getreten. Die Klosterbrüder lebten in großer Freiheit, ohne sich viel um geistliche Dinge zu kümmern; besonders waren sie nachlässig in der Seelsorge. Unter „vielen anderen“ Unzukömmlichkeiten fand der Kirchenfürst auch die, daß die Mönche, welche die weltliche Gerichtsbarkeit über ihre zahlreichen

Unterthanen ausübten, in Blutfällen mit Bauernrichtern zusammen zu Gericht saßen, und im Falle der Schuld den Verbrecher den landesfürstlichen Beamten zum Vollzuge der Strafe auslieferten. Das machten sie aber so: Sie führten den Schuldigen an die Grenze ihres Gerichtsprengels, wo ihn die Beamten erwarteten, und ließen ihn dort los; entkam er, so blieb er frei, ward er aber gefangen, so wurde er der Strafe zugeführt. Als der Visitator diesen Mißbrauch abstellen wollte, erklärten die Mönche, sie hätten es immer so gemacht und würden hierin nichts ändern, da es zur Wahrung ihrer Gerichtsbarkeit beitrage.

War die Gegenreformation von Staat und Kirche bereits angekündigt, so wurde sie im Jahre 1600 mit aller Energie durchgeführt. Zuerst sollte die protestantische Kirche zerstört werden. Kam am 14. Jänner zwei „Püxenmaister“ mit zwei Fässern Pulver nach Cilli. Nahmen den Spitalwagen und fuhren noch denselben Tag nach Scharfenau, um das Terrain zu besichtigen. Sonntag den 16. Jänner forderte dann der Erzpriester Schega in Sachsenfeld, Archidiacon von Saunien, seine Pfarrkinder auf, den Nachmittag mit Wehr und Waffen, Krampfen und Hauen nach Scharfenau zu kommen, um die Kirche zu demolieren. Die braven Sachsenfelder kamen dem Aufrufe ihres Seelenhirten

mit preislichem Eifer nach. Ja sie thaten noch ein Uebrigcs. Sie plünderten nämlich in überwältigender Frömmigkeit zuerst das Haus des Predigers, schlugen ihm die Defen ein, zerbrachen die Fenster und rissen die Gitter heraus, zerhieben die Thüren, Bänke, Stühle, Tische, Betten, oder schleppten sie weg; die nackte Mauer aber ließen sie zurück.

Der Richter von Cilli sodann zeigte am gleichen Tage der Bürgerschaft an, sie solle bei Strafe an Ehr und Leib, Hab und Gut, am folgenden Tage persönlich und bewaffnet in Scharfenau erscheinen. Bei den gutmüthigen Sachsenfeldern hatte es der Drohung nicht bedurft.

Am siebzehnten nun kamen die Cillier und Sachsenfelder nach Scharfenau. Es waren einige hundert Leute, die vom lieben Böbel, mit Hacken, Krampen und Hauen. Auch Mauerböcke mit eisernen Ringen beschlagen hatte man mitgebracht. Natürlich war auch das Pulver nicht vergessen worden. — Zuerst wurden die Glocken herabgenommen und nach Sachsenfeld geführt. Dann ritt der „Verwalter“ in die Kirche und tummelte sein Roß darin. Als bald stieg ein Drescher von Sachsenfeld auf die Kanzel und hackte auf derselben mit einer großen Holzhacke herum, während andere die Kirchenstühle zertrümmerten. Einige rissen mit Stangen, Krampen und Aexten die Epitaphien herab, welche dann

sammt der Altartafel nach Cilli gebracht wurden. Wieder andere vernichteten unter gottseligem Gebrüll die steinernen Zierathen der Kirche. Dazu schrie der Erzpriester mit heiserer Stimme — er hatte einen Schnupfen — und trieb zu fleißiger Arbeit an. Dann wurden die Thüren niedergerissen.

Am achtzehnten Abends wurde die Predigerwohnung verbrannt.

Am achtzehnten und neunzehnten untergrub man die Kirchenmauer und schaffte drei Fuhren Stroh, die der sorgliche Erzpriester von Sachsenfeld bringen ließ, und Brennholz in die Kirche.

Am zwanzigsten wurde dann alles angezündet und die Mauern durch das vergrabene Pulver gesprengt.

Die Kirche zu Scharfeneu, nach dem Berichte des Stainzer Probstes Jakob Kosolenz eines der hervorragendsten Werkzeuge der Gegenreformation, „überaus schön, ein köstliches und stattliches Gebäude, mit zwanzig Pfeilern und aus Marmorquadern erbaut“ war der steirischen Landschaft auf zwanzigtausend Thaler gekommen. Jetzt war sie vernichtet. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß sie gegen die wiederholten, äußerst klar formulierten und strengen Verbote des Landesfürsten erbaut worden ist.

Den Tag nach der gänzlichen Vernichtung der protestantischen Kirche erschien die Gegen-

reformations-Commission in Cilli. Hier hatte man in den letzten Tagen viel gelernt. Und so begreifen wir, daß die Commissäre nur mehr „fünf unnütze und trotzige Personen“ fand, die „aus der Stadt fortgeschickt“ wurden.

So wurde die Gegenreformation in Cilli durchgeführt.

Die Vernichtung des Protestantismus ist für die Stadt von großer Bedeutung. Hätte sie evangelisch bleiben können, so wäre wohl ihre deutsche Nationalität weit besser und reiner gewahrt geblieben, als dies so der Fall ist. Denn sie hätte stets deutsche Priester, welche ihre Bildung an deutschen Hochschulen geholt, haben müssen, da nämlich die Protestanten unter den Slovenen fast so selten sind, wie die weißen Raben. Die Gemeinde hätte ferner den Pfarrer bestellt, während sie als katholische Stadt natürlich keinerlei Ingerenz in die Besetzung der Seelsorgerstellen üben kann. Freilich wäre andererseits möglicher Weise der civilisatorische Einfluß der Stadt auf die slovenische Umgebung geringer gewesen, da der nationale Gegensatz noch durch den religiösen geschärft worden wäre.

Für die zerstörte protestantische Kirche erhielten die Cillier bald einen Ersatz in der im Jahre 1615 eröffneten Kapuzinerkirche. Die Kapuziner, welche auf Ansuchen des Erzherzogs Ferdinand vom Ordensgeneral nach

Cilli gesandt wurden, erhielten als Bezüge von der landesfürstlichen Burg Cilli wöchentlich vierzig Pfund Rindfleisch, dann jährlich zwei Startin Wein, hundertfünfzig Pfund Fische, und aus dem Burgwalde sechs bis sieben Eichen als Brennholz. Ferner vom Seizkloster wöchentlich um sechzig Kreuzer Semmeln, dann zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten jedesmal einen Startin Wein und ein Kalb. Von Gonobitz das Salz. Das Spital in Cilli mußte schließlich wöchentlich zwanzig Pfund Fleisch und in guten Weinjahren einen Startin Wein liefern, wofür die Patres jede Woche in der Spitalkapelle eine Messe zu lesen hatten.

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges machte sich im Sannthale und dessen Umgebung durch Bauernaufstände bemerkbar. Sie galten den Herrschaften, insonderheit auch den Klöstern. So wurde Seiz von den verarmten Bauern zu wiederholten Malen geplündert. Dabei ist durchaus nicht etwa an eine unkirchliche Gesinnung der Bauern zu denken, wie der rege Antheil, den die Sachsenfelder an der Zerstörung der protestantischen Kirche zu Scharfenau nahmen, genügend beweist.

Besonders arg trieben es die Rebellen im Jahre 1635. Dreitausend Bauern besetzten die alte Karthause, raubten sie aus und verjagten die Mönche. Da ereilte sie aber ein blutiges

Verhängnis. Ein Herr von Dietrichstein erschien mit Reiterei vor dem Kloster, besetzte alle Ausgänge und hieb die überraschten Bauern nieder. Nicht vielen gelang es, sich dadurch zu retten, daß sie über die Mauern sprangen und im nahen Walde verschwanden.

Seiz war bei den Landleuten nicht beliebt. Es galt als hart und unmenschlich grausam. Im Cillier Localmuseum wird ein langer Streifen Menschenhaut gezeigt, der im Kloster Seiz gefunden wurde. Der Finger ist deutlich kennbar. Die Haut rührt von einer Schindung her.

Auch Neukloster wurde im gleichen Jahre durch den Aufstand betroffen. Zuerst kamen fünfzehn Bauern und verlangten im Namen der Unterthanen des Klosters vom Prior Erleichterung hinsichtlich des Zinses, der Robot und Jagd, und baten, daß man ihnen an Robotagen des Mittags gekochte Speisen und Wein verabfolge. Dann wollten sie gerne auch fürderhin gehorchen. Sie gaben zwei Tage Bedenkzeit. Am bestimmten Termine, dem 6. Mai erschienen zweihundert Bauern und verlangten Brod und Wein. Sie erhielten beides. Der Wein muß ihnen geschmeckt haben, und dann ist's im schönen Monat Mai im Saanthal auch schon recht warm, — sie kamen sechsmal mit zwei Schäffern und tranken sie sechsmal leer. Dann zogen sie ab, und brannten das Schloß des Herrn Georg

von Schrottenbach nieder, nachdem sie es zuvor geplündert hatten.

Am 8. Mai erschienen hundertfünfzig Bauern in Neukloster. Sie verlangten zuerst Auslieferung der Waffen. Man gehorchte. Dann erklärten sie den Mönchen, sie wollten sich auch einmal einen guten Tag machen, und sich am Genuße jener Dinge erfreuen, die sie mit so vielem Schweiße erworben, um sie dem Kloster bringen zu können. Sie forderten also Brod und Wein und zwar viermal hintereinander. Nur einmal verlangten sie auch Fleisch und gekochte Speisen. Dann erzwangen sie vom Convente drohend die Bestätigung ihrer Forderungen. Während des Schmausens aber schossen sie ununterbrochen Tag und Nacht aus dem ihnen überlieferten Geschütze und verschossen den ganzen Pulvervorrath des Klosters.

Da man nun sah, daß den Mönchen durch Drohungen alles abzutrozen sei, fanden sich nach sechs Tagen auch die „freien Leute“ des Klosters ein, und verlangten Ermäßigung der Robot und Befreiung von der Pflicht des Spinnens. Dies für die Zukunft, für die Gegenwart aber was Warmes, dann Brod und Wein. Ihrem etwas formlos eingebrachten Gesuche wurde Folge gegeben. Da kamen noch einige mit Separatforderungen. So verlangte ein Bauer die Rückgabe der Kuh, die er beim Tode des

Vaters als „Sterberecht“ habe hergeben müssen, da er als freier Mann zur Zahlung des Sterberechtes nicht verpflichtet sei. Seine Forderung wurde gewährt. Ebenso wurden anderen Beschwerdeführern ihre Wünsche bewilligt. Nachdem sie noch Brod, Wein und Fleisch erhalten, zogen sie befriedigt ab.

Denselben Tag noch sollten sie für ihre Ausschreitungen büßen. Sie hatten Mathias, dem Bergomasen, ein Schloß zerstört, und für das zweite in Sachsenfeld besorgte er ein gleiches Schicksal. Darum warb er fünfzehn Soldaten. Mit dieser Armada überfiel er die Bauern, welche in Ober-Bierbaum zechten, und tödtete siebenundzwanzig. Die andern flohen den Bergen zu. Und „so hat dieser gute Herr sich, uns und alle Schlösser bis Cilli hinab von der Raserei der Bauern befreit“ — heißt es in der Kloster-Chronik. Uebrigens sollen die Bauern bei diesem Aufstande siebenundsechzig Schlösser zerstört haben, und den Pfarrer von St. Georgen (bei Marein) haben sie erschlagen.

Der Aufstand war „gedämpft,“ (wie die Historiker sich ausdrücken) die Schlacht bei Marathon war geschlagen, da kamen die rettenden Spartaner: vierzig Kroaten, jeder mit einem Fußsoldaten als Diener, an ihrer Spitze ein Wojwode; waren von der Regierung gesandt. Das Kloster mußte ihnen Brod, Wein, Hen,

Hafer und alle anderen Bedürfnisse liefern. Sie speisten außerdem mit ihren Dienern früh und abends im Refectorium mit den Mönchen zusammen, und erheiterten diese durch ihre geselligen Talente. Sie blieben fast einen Monat im Kloster. „Wie vielen Schaden und welche Angst der Convent hiebei gelitten hat, läßt sich nicht erzählen.“ Den Bauern hatten sie in diesem Monate dreihundertsiebzig Stück Rindvieh verspeist.

Eines profitierten die frommen Väter indessen doch: die Bauern mußten nämlich alle schriftlichen Zugeständnisse des Conventes abliefern, welche zerrissen dem Kloster eingesandt wurden.

Die Unterthanen von Neukloster waren aber so gründlich ausgeplündert, daß sie keine Abgaben mehr entrichten konnten. Da sie auch die Robot zu leisten verweigerten, blieben die Aecker und Weinberge des Klosters unbestellt. —

Von da an sind die Nachrichten über Cilli und seine Umgebung auf wenige Notizen von nur localgeschichtlichem Werthe beschränkt. Ich bedaure das nicht. Nur der, dem es übel ergeht, weiß viel zu erzählen. Und so sind denn jene Perioden der Geschichte, wo dieselbe redselig ist, zumeist Zeiten menschlicher Verirrungen und menschlichen Elends.



